

Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor(en): [s.n.]

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **70 (1974)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Bücherbesprechungen – Comptes-rendus de livres

Rheinisches Jahrbuch für Volkskunde. Bonn, Ferd. Dummlers Verlag. 21, 1973. 346 S., 6 Karten, 3 Notenbeispiele, 15 Abb., Tabellen.

Nachdem Karl Meisen das von ihm begründete Rheinische Jahrbuch für Volkskunde während 20 Jahrgängen in vorbildlich übernationaler Weise geleitet hatte, gab er es an Matthias Zender zur weiteren Herausgabe ab. Wie in den früheren Bänden ist auch in diesem Band eine wohlgeglückte Zusammenstellung von Aufsätzen regionalen, übernationalen und historischen Charakters vereinigt. *Eva Ammermüller* geht der Frage der konfessionellen Unterschiede der Taufnamen nach. Als Untersuchungsbasis dienten ihr zwei Orte in der Nähe von Bonn, in denen seit der Reformationszeit je zwei konfessionell verschiedene Kirchgemeinden bestehen, wobei die evangelischen Gemeindeglieder dieser Orte über 300 Jahre räumlich isoliert von anderen Evangelischen lebten. Als Material benützte die Verfasserin die Taufregister der vier Kirchgemeinden seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Es ergeben sich zwar deutliche konfessionelle Unterschiede in der Vornamengebung, ohne dass aber zwischen 1700 und 1970 die von einer Konfession besonders bevorzugten Namen durchgehend bei der anderen Konfession verpönt wären. Nach 1945 ist ohnehin eine zunehmende Annäherung des Namens festzustellen. – *Matthias Zender* wertet in seinem Beitrag die Volkserzählungen als Quelle für die Lebensverhältnisse vergangener Zeiten aus. Er benützt hierzu die von ihm selbst um 1930 gesammelten Sagen aus der Westeifel und zieht zum Vergleich zwei ältere Sagensammlungen aus Luxemburg und der Gegend von Arlon heran. Die grosse Menge der aus dem ersten Drittel unseres Jahrhunderts aufgezeichneten Sagen schildert eine Umwelt von etwa 1830 bis 1860, eine Zeit also, «die eine Befragung gleich welcher Art um 1930 nicht mehr oder nur in Ausnahmefällen erfasste». – *Otto Spies* befasst sich mit der Stoffherkunft der Exempel in der *Disciplina Clericalis* des Petrus Alfonsi. Gegenüber den bisherigen Abhandlungen, die das Hauptgewicht auf die jüdischen, antiken und christlichen Elemente legten, stellt Spies bewusst das arabische Material in den Vordergrund. Fast die Hälfte der Exempel lassen sich in der arabischen Literatur belegen oder aus ihr herleiten; der Verfasser bringt diese arabischen Geschichten in meist erstmaliger Übersetzung und steuert auch sonst zahlreiche weitere Herkunftsangaben bei. – *Heinrich Schützinger* stellt die Schelmengeschichten in Tausendundeiner Nacht als Ausdruck der ägyptischen Volksmeinung dar. Diese Geschichten gehören der jüngsten, der vierten Schicht der Sammlung an, die ganz ägyptisch beeinflusst ist. Die Geschichten lassen sich in zwei Kategorien einteilen; in der einen sucht die Volksmeinung ihre Opfer, in der anderen ihre Helden. – Eine prächtige Arbeit gibt *Gheorghe Vrabie* mit seiner Totenklage bei den Rumänen, die sich bis in die jüngste Zeit überraschend gut erhalten konnten. Vrabie teilt davon ausserordentlich schöne Teilstücke in deutscher Übersetzung mit. Ein besonderes Lob verdienen die ausgezeichneten Photos, mit ihren eindrucklichen Szenen aus dem Totenbrauchtum. – *Dietz-Rüdiger Moser* geht in kenntnisreicher Weise den apokryphen Motiven in volkstümlichen Legendenliedern nach. Die Kindheits- und Jugendgeschichte Jesu bietet hierzu eine Fülle von Beispielen; besonders ergiebig erweist sich die «Flucht nach Ägypten» mit der Schilderung des weiten Reiseweges und der langjährigen Aufenthaltsdauer. Moser glaubt, es hätten sich auf diese Weise Legendenreihen ergeben, und was uns heute (als oft unverständliche) Kontamination erscheine, dürfte aus partiellem Verlust in einer Reihe zu erklären sein. – *Wolfgang Mieder* bietet uns eine weitere Sprichwortuntersuchung; diesmal geht er dem Sprichwortbestand in den Prosawerken der Annette von Droste-Hülshoff nach. In ihren Dichtungen zeigt sie hauptsächlich die Bauern und die Adligen als Träger der Sprichwörter, weil sie sich in diesen Kreisen am heimischsten fühlte. Mieder führt 54 Sprichwörter in der Anordnung von Wandersprichwörter-Lexikon an.

Wildhaber

Demos. Internationale ethnographische und folkloristische Informationen. Berlin, Akademie-Verlag. Jahrgang 12, 1972. Hefte 2 und 3-4, Spalten 97-390.

Neben den üblichen, reichhaltigen Besprechungen und Anzeigen bringt das Heft 2 im Chronikteil zwei schöne Nachrufe auf V. M. Žirmunskij (von Boris Putilov) und P. G. Bogatyrev (von Natal'ja Gracianskaja und Erna Pomeranceva). Herauszuheben sind auch die Berichte über eine wissenschaftliche Tagung zur Ethnogenese der Baschkiren, ein Symposium zu Problemen der bulgarischen Folklore, und Tätigkeitsberichte, so über den Stand der Arbeiten am ethnographischen Atlas der Slowakei. Von besonderer Bedeutung ist das Heft 3/4. Es enthält das von *Helmut Wilsdorf* ausgearbeitete «Ethnographisch-geographisch-historische Register für die Jahrgänge 1-10», die damit zur praktischen Benützung erschlossen werden. Wer weiss, welche Schwierigkeiten ein internationales Register mit sich bringt, kann die mühevollen Arbeit von H. Wilsdorf nur bewundern. Schwierigkeiten bereitet vor allem die verschiedene Schreibweise der geographischen Namen mit den verschiedenen Ethnika und den (heute oft politisch verpönten) Altnamen; dazu kommt die recht ungeschickte dudendeutsche Transkribierung, die das slavische Schriftbild oft völlig entstellt. Bedauerlich ist das Fehlen eines sorgfältigen Sachregisters. Besonders interessant ist der Versuch, die Stichwörter durch zeichnerische Determinative rasch und übersichtlich zu erläutern und zu gliedern. Der volkskundliche Aspekt mag dabei etwas zu kurz gekommen sein, denn es gibt nur zwei Symbole für die gesamte Volkskunde (wobei allerdings noch solche für «Bauweise» und, eigenartigerweise, «Sagenorte» hinzukommen). Wilsdorfs Einleitung und Begründung des Vorgehens wird für jedes ähnliche Unternehmen wegleitend bleiben. Wer mit ethnographischen Stichwörtern aus den Ostländern zu tun hat, sei nachdrücklich auf dieses Register hingewiesen. Wildhaber

Le monde alpin et rhodanien. Revue régionale d'ethnologie. Nyons, Chante-merle éditeur. 1 (1973, nr. 1. 100 p., fig.

Es ist immer zu begrüßen, wenn eine neue Zeitschrift entsteht, die Volkskunde geben und nicht eine verworrene Soziologie betreiben will. *Charles Joisten*, Konservator am Musée Dauphinois in Grenoble und unermüdlicher Feldforscher, hat schon längere Zeit den Plan erwogen, eine regionale, alpine Zeitschrift zu gründen. Er nennt sie freilich «inter-régional», weil ihm vorschwebt, das französisch sprechende Alpengebiet zu einer geographischen Einheit zusammenzufassen, also den Südosten von Frankreich, das Unterwallis, das Aostatal und die oberen piemontesischen Täler. Wir begrüßen diesen glücklichen Plan. Damit wird ein Teil von Frankreich volkskundlich intensiv erschlossen werden, der schweizerischerseits volle Beachtung verdient. Zur Bestimmung der Richtlinie für seine Zeitschrift – wenigstens für die nächsten paar Jahre – äussert sich Joisten so (p. 6): «L'heure n'étant pas encore aux synthèses, il est nécessaire de poursuivre inlassablement la collecte des matériaux en recourant à toutes les méthodes d'investigation dont on dispose.» Hier ein kurzer Überblick über die Beiträge des ersten Heftes: *Paul Dufournet* hat in zwei Orten in Hochsavoyen «proverbes, dictons et locutions» gesammelt; er bezieht auch Wetterregeln, Windnamen und formelhafte Wünsche ein. *Claude Martel* ist linguistisch interessiert am eigenartigen Namen «fanatrique» für die Schwanzmeise (mésange à longue queue). *Roger Devos* gibt zwei Zeugnisse aus dem 17. Jahrhundert, in denen von «Irregehen» die Rede ist; die Rettung erfolgt im einen Fall durch einen Heiligen, im anderen durch die Schutzengel. *A. und C. Joisten* geben einen Bildbericht wieder, den sie 1972 über das Eierrollen in Margencel (Hochsavoyen) aufgenommen haben. *Charles Joisten* hat eine Enquête über die wenig bekannten Weihnachtsfeuer in den Hautes-Alpes vorgenommen; diese Feuer sind nicht mit magischen Vorstellungen verbunden; Joisten betont, dass die Beschreibungen von betagten Gewährsleuten stammen. *Marius Hudry* gibt einen Bericht über die

heute erloschene Giesserei von Glocken und Schellen in Peisey-Nancroix in Savoyen (Abbildungen von Prozessionsglöcklein und Kuhschellen). Beim «Inventaire général des monuments et des richesses artistiques», das *Yves Dautier* zusammenstellt, ist vor allem auf die Höhlenwohnungen hinzuweisen, in denen vereinzelt sogar Mühlen installiert sind. Als Beispiel zeigt er in einer Tabelle, was im Canton de Pertuis (Vaucluse) noch an «monuments» vorhanden ist; erstaunlich die grosse Zahl der religiösen Bauten (23,3%), aber auch 2 «moulins à huile à traction animale» und 2 «moulins à farine à vent», ferner 5 «bories». Einem sehr wenig bekannten Thema ist *Pierre Martel* nachgegangen, nämlich der eigenartigen Behauung von Mühlsteinen, wie sie früher in Ganagobie (Alpes de Haute-Provence) üblich war. Wildhaber

Jahrbuch für Volksliedforschung, im Auftrag des DVA hg. von *Rolf Wilb. Brednich*. Berlin, Erich Schmidt Verlag. 15. Jg., 1970, 225 S., 2 Tafeln; 16. Jg., 1971, 275 S., 4 Tafeln, 1 Faltblatt.

Mit dem 15. Jahrgang hat dieses Jahrbuch den Verlag gewechselt, und es präsentiert sich nun, ohne dass dabei der innere Wert gelitten hätte, schlichter. Trotz der ausschliesslich verwendeten deutschen Sprache dienen wieder verschiedene Beiträge dem internationalen Gedankenaustausch, wie die hier ausgewählten Hinweise zeigen können. Dem Problem «Kunstlieder im Volksmund», wie es sich für Dänemark stellt, widmet *Sven Hakon Rossel* in kritischer Auseinandersetzung mit John Meiers bahnbrechender Schrift eine Untersuchung (Jg. 15). Eine lange Liste von deutschen und dänischen Volkslieddrucken, die zwischen 1830 und 1847 in dem damals noch dänischen Tondern amtlich zensuriert worden sind, veröffentlicht und kommentiert *Karl Clausen* (15). Zum Beitrag von *Faragó* und *Ráduly* (16) vgl. die Bemerkungen von R. Wildhaber (unten S. 50). *Bobuslav Beneš* versucht, die Zeichensprache in W. Propps «Morphologie des Märchens» für die Inhaltsanalyse der «Bänkelballade in Mitteleuropa» fruchtbar zu machen (16). – Von den Beiträgen, die Deutschland betreffen, heben wir folgende hervor: *Gerda Grober-Gluck* publiziert Kinderreime und -Lieder, die sie 1967 in Bonner Elementarschulen aufgenommen hat (16), eine in vielfacher Hinsicht bemerkenswerte Sammlung, die zu Gedanken über Konstanz und Innovationen anregt. Über Bastlöserreime und Rindeninstrumente in Westfalen berichtet aufgrund reichhaltiger Quellen *Renate Brockpähler* (15/16). Wichtige Hinweise «zum sozialen Selbstverständnis der deutschen Spielleute im 17. und 18. Jahrhundert» gibt *Dieter Krickeberg* (15). Erwähnung verdient noch *Brednichs* Aufforderung, dem DVA «Liedpostkarten», wie sie auch in der Schweiz existieren, zuzustellen (16). Auch auf seine Rezension der Neuausgabe von Herrlibergers «Zürcherischen Ausrufbilder» (15, 173f.) muss hier hingewiesen werden, weil er einschlägige Literatur aus andern Städten und Ländern anführt. Trümpy

The Journal of Indo-European Studies. The University of Southern Mississippi, Box 5224. Hattiesburg, Mississippi 39401. Vol. 1, 1973, Nr. 1. 113 p.

Diese neue Vierteljahrschrift soll laut dem Begleitbrief Vermittlerin sein für den Austausch und die Synthese von Informationen, die sich ableiten lassen aus Archäologie, Mythologie, historischer Anthropologie und Linguistik. Für jede Sparte ist ein besonderes Redaktionsmitglied zuständig. Behandelt werden sollen die indo-europäische Sprachen sprechenden Gesellschaften sowohl in prähistorischen als in frühhistorischen Zeiten. Diese Themen können auch für das Verständnis volkskundlicher Erscheinungen aufschlussreich sein. Unter diesem Aspekt wird man den Aufsatz von *Marija Gimbutas* «Old Europe c. 7000–3500 B. C.: The earliest European civilization before the infiltration of the Indo-European peoples» (1–20) mit Gewinn lesen. Ihr Artikel will das Hauptgewicht legen – so sagt sie – auf jene Gegenden in Südost-Europa (Donau-Becken, Adria-

zonen, Ägäische Inseln und Süditalien), wo um 7000 v. Chr. die frühesten Bewegungen auf ein zivilisiertes Leben in Europa hin begannen und während mehr als 3000 Jahren anhielten. Sie möchte diese Gegend und diese Zeit als «Old European Civilization» bezeichnen. Eine übersichtliche Tabelle und drei vorzügliche Karten sind dem Aufsatz beigegeben.

Wildhaber

József Faragó; János Ráduly, Die Volksballaden im heutigen Bewusstsein eines ungarischen Dorfes in Rumänien. *Jahrbuch für Volksliedforschung* 16 (1971) 54–63. – Die Verfasser haben eine aufschlussreiche Statistik über die Kenntnis von Balladen in einem Dorfe, aufgeteilt nach Geschlecht und Alter, durchgeführt. Sie fragten danach, welche Balladen aus der Überlieferung, aus Büchern (und Massenmedien), vom Hörensagen und überhaupt nicht bekannt seien. Eine Ballade ist im Dorf um so weniger bekannt, je älter sie ist und je enger ihr heutiger Verbreitungsraum ist. Sie kommt aber oft auf dem Umweg über Bücher und Massenmedien wieder in den Besitz der Dorfbewohner zurück. Für den Sammler als Ergebnis: nur 4,5 % der Dorfbewohner kennen eine Ballade aus der Überlieferung; man muss also etwa 20–25 Leute befragen, bis man eine überlieferte Ballade antrifft.

Wildhaber

Altonaer Museum in Hamburg. Jahrbuch. Hrsg. von *Gerhard Wietek* für das Altonaer Museum in Hamburg. Hamburg, Dr. Ernst Hauswedell & Co. Verlag. 10 (1972), 245 S.; 11 (1973), 197 S.

Die vornehm ausgestatteten Jahrbücher des Altonaer Museums in Hamburg bringen im wesentlichen kulturhistorische und kunsthistorische Aufsätze, doch finden sich immer auch solche, die man zur Volkskunde zählen darf. Im 10. Jahrbuch, das im übrigen ein ausführliches Register für die Bände 1–10 enthält, steht z. B. eine grössere Abhandlung von *Günther Schiedlausky* über den «Martins-Willkomm der St. Georgen-Brüderschaft in Elbing» (9–78). Dieser schöne silbervergoldete Willkomm von 1606 gehört zu den zahlreichen Zunft- und Bruderschaftszeichen. – Schiffe mit den Modellen und Bildern und dem Schiffszubehör zählen zu den wichtigen Sammelobjekten des Museums; *Jürgen Meyer* berichtet über «Die Sammlung der Schiffsphotographien im Altonaer Museum» (111–118). – Auch im 11. Band findet sich ein Aufsatz zu diesem Thema: *Werner Timm*, «Der Schiffsbildermaler August Lasczky und seine Söhne» (81–92); der Verfasser vervollständigt damit zugleich sein Buch über die Kapitänsbilder. – In der schönen Übersicht von *Christian L. Küster*, «Glas im Altonaer Museum» (9–68) finden sich vielfache Angaben über volkstümliche Objekte: rolling pins, Bierkrüge, Schnapsflaschen, Spielzeuggläser, Wettergläser, Eingerichte, Fensterbierscheiben und Hinterglasbilder. – «Zur Neuaufstellung der Spielzeugsammlung im Altonaer Museum» schreibt *Gerhard Kaufmann* einen lesenswerten Bericht (93–112), der mit instruktiven Bildern bereichert ist.

Wildhaber

Dona Ethnologica. Beiträge zur vergleichenden Volkskunde. Leopold Kretzenbacher zum 60. Geburtstag. Herausgegeben von Helge Gerndt und Georg R. Schroubek. München, R. Oldenbourg Verlag, 1973. 391 S., 17 Abb. (Südosteuropäische Arbeiten, 71).

Auch dieses zweifellos wertvolle Werk zeigt, wie so manches andere dieser Gattung, Glanz und Elend der Festschrift. Als «Elend» betrachtet der Rezensent, dass die beiden Herausgeber – das heisst des Jubilars engste Schüler – ihre eigenen Beiträge in anderen Periodika publizieren mussten, um das leidige Umfangsproblem zu lösen. (Wie ihnen erging es sieben weiteren Fachkollegen, die ihre Kretzenbacher zuge dachte Ehrung anderswo zum Abdruck bringen mussten, aber dankenswerterweise wenigstens in das Verzeichnis aufgenommen wurden.) Die Problematik einer Festschrift wird nicht geringer, wenn man bedenkt, dass

sich einzelne Beiträge sehr hart an der Peripherie des bereits sehr vage formulierten Gesamthemas befinden. Und wieder einmal bedauert es der Berichtersteller, dass die einzelnen Beiträge nicht getrennt käuflich sind. Zum Glanz dieses Bandes gehört nicht nur die sehr sorgfältige äussere Gestaltung, sondern auch das Gewicht der achtunddreissig Beiträge, in denen mittel- und südosteuropäische Koryphäen der Disziplin ihr Wissen eingebracht haben. Unter diesen Studien ist vermutlich auch eine der letzten von Rudolf Kriss, der zum engsten Freundeskreis von Kretzenbacher gehörte.

Wir sind uns der Unmöglichkeit bewusst, auf alle Beiträge einzugehen, und bitten um Nachsicht, wenn wir uns zugegebenermassen willkürlich auf den Beitrag von H. J. Kissling «Eine Mevlevi-Version der Legende vom verlängerten Holz» beschränken. Der Autor versucht das Motiv auf einen hellenistischen Urtyp zurückzuführen, der sich dann in einen Möbelholz-Typ und einen Bauholz-Typ aufgespalten habe. Kissling ist ein hervorragender Kenner der islamischen Belege zu dieser Legende, und man ist ihm sehr dankbar, hier einen Blick in sonst kaum bekannte türkische Varianten tun zu dürfen. Seiner Beweisführung, auch hinsichtlich der Legenden im gallisch-britannischen Raum, wird man weitgehend folgen. Es erhebt sich allerdings eine Frage: woher kommen die iberischen Josephs-Legenden und Josephs-Sagen, die sich in der Werkstatt des Heiligen abspielen? (Von Varianten, selbst wenn sie das Motiv vom verlängerten Holz nur tangieren, die jedoch eine andere Funktion haben, soll hier abgesehen sein.) Es ist auffallend, dass in den iberischen Versionen vom verlängerten oder wieder zusammengefügt Holz, die bis nach Sardinien und Südfrankreich ausstrahlen und heute noch in Südamerika nicht fehlen, nie vom Jesuskind die Rede ist, und dass Brett oder Balken nicht deshalb zu kurz sind, weil sie der heilige Zimmermann falsch berechnet hat, sondern es tritt meist der Teufel als ein Gegenspieler auf. Er will den hl. Joseph zum Fluchen verführen, schlägt ihm Scharren ins grosse Messer (und schafft damit nolens volens eine Säge), zersägt Bretter oder Balken oder tauscht sie gegen kürzere aus. Der Heilige lässt sich jedoch nicht aus der Ruhe bringen, sondern fügt entweder zersägte Teile wieder zusammen oder lässt den Balken nachwachsen. Fast nie ist dabei die Rede, zu welchem Zweck das Holz bestimmt ist, und die Werkstatt ist sozusagen gleichzeitig Bau- und Möbelschreinerei. Mir ist kein iberischer Text vom verlängerten Holz bekannt, der nicht mit dem hl. Joseph zusammenhinge.

Nun ist aber festzustellen, dass die Verehrung des hl. Joseph im hellenischen Raum nie von Bedeutung gewesen ist; weder in der Liturgie noch in der Volkserzählung begegnet man ihm, und auch Ikonen sind eine Seltenheit. Ganz anders steht es dagegen im Umkreis des koptischen Ritus. Die bereits im 4. Jahrhundert in Ägypten entstandene «Geschichte von Joseph dem Zimmermann» (1951 von Siegfried Morenz aus dem Koptischen übersetzt) benützt aus den Apokryphen vor allem das aus der Mitte des 2. Jahrhunderts stammende Protoevangelium des Jakobus, während die von Kissling mitgeteilte Fassung aus der Kindheits Erzählung des Thomas (13, 1–2) entnommen ist. Aus dem alexandrinischen Raum könnte durchaus ein stärkeres Interesse für diesen Stoff nach Rom (Papst Paschalis I) und nach Spanien übertragen worden sein, wenn auch für den iberischen Bereich frühe Belege – übrigens ebenso für den griechischen (mit Ausnahmen wie etwa Sozomenus) – fehlen. Kisslings schematische Darstellung des Motivs könnte man so vielleicht um eine Ziffer (1a) = koptischer Urtyp, ergänzen, und von diesem hängen dann, zum Teil in Wechselwirkung mit den Typen (2) und (3) die verschiedenen iberischen Fassungen ab.

Felix Karlinger

Walter Escher, Theo Gantner, Hans Trümpler (Hrsg.), Festschrift für Robert Wildhaber zum 70. Geburtstag am 3. August 1972. Basel, Verlag G. Krebs, Komm.-Vlg. Bonn, R. Habelt, 1973. XI, 820 S., 186 Abb., mehrere Karten (= Schweizerisches Archiv für Volkskunde 68./69. Jg., Basel 1972/73, Heft 1–6).

Wie soll ein Rezensent auf begrenztem Raum der weitausgreifenden Festschrift für einen Gelehrten gerecht werden, dessen Lebenswerk von richtungweisenden Untersuchungen zur Ikonographie über die Erzählforschung bis zu den Realien der Grenzmarkierung, der Bodenbearbeitung, der Bremsvorrichtungen an Wagen und Schlitten, zur Kulturgeschichte und Trachtenkunde der Kopfbedeckungen, zu Phänomenologie von Maske und Maskenbrauch und zur Museologie geht? Wo bliebe die Würdigung einer so unglaublich früh und weit über das noch kriegswunde Europa und für alle Kollegen aus diesem Europa der messerscharfen, lebentrennenden Grenzen mehr als bloss «informierende» Rezensionstätigkeit Wildhabers im SAVK und nun gar seine Leistung als Organisator, Redaktor und immer neu schwungvoll als Movers der Internationalen Volkskundlichen Bibliographie? Wo das Lob für den aktiv sammelnden und überlegt gestaltenden Museumsman? Die Beiträge zur Festschrift für ihn (75 aus 25 Ländern!) haben sich redliche Mühe gegeben, zu wesentlichen Teilen der Forschungsbereiche des zu Ehrenden auch Neues beizusteuern. Das beginnt (alphabetisch) mit Iv. Balassa's Beobachtungen an randbeschlagenen Holzspaten aus Mittel- und Osteuropa, die L. Schmidt's «Spatenforschungen» (zw. 1953–1959) weiterführen, und reicht bis zu M. Zender's «Meinungen und Redensarten zu Sturm und Wirbelwind». Dazwischen die Studien «Zu den Funktionen der Mode» (H. Bausinger), über «Heilige Bäder und Heilbäder» vorwiegend in Portugal von J. Dias (†), «Cowboy Folktales about Cowboys» von R. M. Dorson, über das (bis in die Satire oder auch ins Genealogische reichende) «Schweizer»-Klischee von Th. Gantner zu weiterführenden Untersuchungen über Arbeit und Rhythmus, über das Lied zur Handarbeit etwa an der Handmühle (Quern) von M. Gavazzi und über ein Schweizer Arzneibuch des Basler Arztes Theodor Zwinger, Basel 1725 schon in 5. Auflage, durch E. Grabner. Materialien zur Geschichte des Frühtourismus anhand von Berichten über appenzellische Bäder und Wasserkuren bietet H. Grosser. Zu einem Verkündigungsfresko mit Tierfabelmotiv in St. Georg zu Rhäzüns versucht L. Kretzenbacher eine Deutung aus breiter Vergleichsschau, der nun J. B. Bauer in den ADEVA-Mitteilungen Nr. 36, Graz 1973 eine theologische Neuinterpretation folgen liess. Über den «Rhein im slowenischen Volkslied» (Zm. Kumer) und über «Frauenbünde und maskierte Frauen» (N. Kuret) handeln zwei von den slowenischen Freunden Wildhabers, indes ein dritter, M. Matičetov mit Gegenwartsaufnahme und Interpretation der «Faba di Polifemo a Resia» ins slowenisch-friulanische Gebirgsland besonderer Archaik führt, das Mitteleuropa bisher ebenso fremd geblieben war wie die Litauische Volkskunde, der V. Milius eine wenn auch nur allzu knappe Einführungsbibliographie widmet. «Fasnacht, Fassnacht, Faschang» als Benennungen für das «Sauf- und Fressfest» des Bacchus auf dem «Fasse» stellt H. Moser vom Philologischen her zur Diskussion. A. Niederer führt hinauf zur Madonna di Rocciamelone (3538 m), dem höchstgelegenen Wallfahrtsort Europas. O. Odenius widmet vom Ikonographischen her der (ursprünglich buddhistischen) Fabel vom «Mann im Brunnen und vom Mann im Baum» mit dem Einhorn als Todessymbol eine Studie, deren Thematik zur selben Zeit behandelt wird von J. W. Einhorn OFM in den Frühmittelalter-Studien VI (Münster 1972) 381 ff. und Tafel XLII–II. Aus Irland, das Wildhaber so gerne durchwandert, kommt S. Ó Súilleabháin's Darstellung der «Nomadic Irish Groups», indes L. Petzoldt vom «Niedergang eines Fahrenden Gewerbes», einem Gespräch mit (einem der vielen!) «letzten Bänkelsänger» zu erzählen unternimmt. «Incantatio» als Erzählform, Mythos und Ritus steht im Mittelpunkt einer vom Grundsätzlichen her wichtigen Studie von M. Pop. «Zur Kulturgeschichte des Käses im griechisch-römischen Altertum» steuert G. Ränk bei als eine historische Erweiterung seiner Studien zu den Hirtenkulturen Eurasiens, denen auch Wildhaber eine Ausstellung gewidmet hatte. Zum Methodenpluralismus in der Erzählforschung spricht L. Röhrich anhand des «Rumpelstilzchen»-Motivenverbundes.

Zu Reliquienkult und Blutlegende von Ufhusen/Kt. Luzern stellt L. Schmidt die Briccius-Heiligenblut(Kärnten)-Legende in thematische Beziehung, wobei die Gefahren der historisierenden Legendenforschung deutlich gemacht sind. Moderne Formen des Totengedenkens (En mémoire des trépassés) als Ausdrucksformen der Angst der Diesseitigen vor der Macht der Dahingeshiedenen erhebt J. Tagini. Bis zu ethnographischen Feststellungen über «Die Rosenkultur in Bulgarien» (Chr. Vakarelski) spannt sich der Themenbogen. Und immer noch müssen hier notgedrungen viele Beiträge ungenannt bleiben. Das setzt den Wert dieser geistigen Gaben an Robert Wildhaber nicht herab. Sie alle dienen jener Forschung mit dem unverrückbaren Ziel der Humaniora in humanis, denen Wildhaber selber rastlos dient im freigebigen Verschenken dessen, was er aus Eigenem zu geben hat. Und das ist bewundernswert viel! Leopold Kretzenbacher

Wolfgang-Amédée Liebeskind, Institutions politiques et traditions nationales. Genève, Librairie de l'Université Georg & Cie., 1973. 396 p. (Mémoires publiés par la Faculté de Droit de Genève, 38).

In diesem Sammelband sind 34 kleinere und grössere Abhandlungen vereinigt, die Liebeskind während seines mehr als 40jährigen Wirkens als Rechtshistoriker an der Universität Genf in einer Reihe von Zeitschriften und Festschriften veröffentlicht hat. Die iuristische Fakultät hat den Band ihm zu Ehren anlässlich seines Rücktrittes herausgegeben. Ein erster Teil umfasst Aufsätze, die Themen aus den Kantonen Glarus, Graubünden, Wallis und Genf beschlagen. Erwähnen wir hier «Stab und Stabgelübde im Glarner Landrecht», «Die Hintersässen im Glarner Landrecht des 16. Jahrhunderts» und «Die Kerenzer Bauernzeichen». Aus dem zweiten Teil, welcher sich mit gesamtschweizerischen Einrichtungen befasst, sei ein Aufsatz herausgehoben, der vor 30 Jahren in unserem «Bulletin» erschien: «Les traditions populaires dans la vie juridique suisse». Der Schlussteil, mit fünf Aufsätzen, betitelt sich «Traditions et grandes figures politiques européennes».
Wildhaber

Sigfrid Svensson, Einführung in die Europäische Ethnologie. Aus dem Schwedischen von Otto Holzapfel. Meisenheim am Glan, Verlag Anton Hain, 1973. 206 S. (ill.). (Textbücher zur Europäischen Ethnologie, hg. von Günter Wiegmann, 1).

Da es keine eigentlichen Lehrbücher für Volkskunde in deutscher Sprache gibt, war es ein glücklicher Gedanke Wiegelmans, seine Reihe mit der Übersetzung von Svenssons «Introduktion till Folkklivsforskningen» von 1969 zu eröffnen. Dass bei der gegenwärtigen Situation der deutschen Volkskunde das neutrale Ausland zu Wort kommt, ist alles andere als ein Nachteil, und dass die Benutzer gleichzeitig Einblick in Ergebnisse und Probleme der schwedischen Forschung erhalten, bedeutet zusätzlichen Gewinn. Meist bereitet es keine Schwierigkeit, den schwedischen Beispielen entsprechende deutsche oder schweizerische zur Seite zu stellen. Wer sich Svensson anvertrauen will, muss sich freilich darüber klar sein, dass für ihn «die Volkskunde vor allem eine historische Disziplin ist», ohne dass er darüber die Gegenwart vernachlässigt. Aber: «Wer die Geschichte ignoriert, wird die Gegenwart nicht erfassen können.» Vom fragwürdigen ersten Beispiel abgesehen, das heutige Sagen als Vorstufen zu Homer plausibel machen soll, sind die zur Illustration des Fachtypischen gewählten Fälle durchwegs instruktiv; dass sie in munterem Durcheinander bald die materielle, bald die geistige Kultur betreffen, verschafft dem Buch einen besonderen didaktischen Reiz. Alle wichtigen Methoden unserer Wissenschaft werden auf diese Weise erörtert und bewertet; zugleich werden die Leser an die Fachausdrücke herangeführt, unter denen die «Kulturfixierung» gegenwärtig besonderes Interesse beanspruchen darf. Zu kurz kommt dagegen die nur beiläufig (S. 44) erwähnte Konver-

genz; über Bastians «Völkergedanken» oder über Jungs «Archetypen» fällt kein Wort, und auch der Begriff «Folklorismus» scheint in Schweden noch nicht Fuss gefasst zu haben, obwohl die Sache selbst (S. 70) erörtert wird. Selbstverständlich gilt auch für dieses Lehrbuch, dass seine Qualität von der Art der Verwendung im Unterricht mitbestimmt wird. Trümpy

Wörterbuch der deutschen Volkskunde. Begründet von Oswald A. Erich und Richard Beitzl. Dritte Auflage. Neu bearbeitet von *Richard Beitzl* unter Mitarbeit von *Klaus Beitzl*. Stuttgart, Alfred Kröner Verlag, 1974. VII, 1005 S., 43 Abb., 18 Karten. (Kröners Taschenausgabe, 127).

Das einzige, wirklich unentbehrliche Wörterbuch der deutschen Volkskunde erschien 1936 in erster und 1955 in zweiter Auflage. Wiederum nach einem Zeitraum von ungefähr 20 Jahren ist eben die dritte Auflage herausgekommen. An ihr hat der Sohn des Begründers entscheidend mitgewirkt; künftig soll die Betreuung des Wörterbuches ganz ihm anvertraut sein. Die neue Auflage unterscheidet sich in vielen Punkten von der zweiten. Kaum ein Beitrag blieb unverändert. Entsprechend neuen Gewichtsverlagerungen innerhalb der Forschungsrichtung kamen weit über zweihundert Stichwörter neu hinzu, viele wurden gekürzt, manche erweitert oder überhaupt von Grund auf neu geschrieben. Besonders stark betroffen von Neufassungen und Neueinreihungen sind die Gebiete der Volkssprache, des Volksbrauchs und -glaubens, der Volksfrömmigkeit, des Volksschauspiels und der Volksdichtung. Dazu kommen knappe Beschreibungen bekannter Volksfeste, die als Beitrag zur Volkskunde der Gegenwart und der Stadt gemeint sind. Allgemeinen Fragen der Volkskunde und ihrer Stellung im Wissenschaftsgefüge dienen eine grössere Zahl neuer Stichwörter. Besonders dankbar wird der Benutzer sein für die zahlreichen Hinweise auf bereits vorliegende Atlaskarten der grossen Atlanten und auf die guten Literaturangaben, vor allem für die letzten 20 Jahre. Wildhaber

Atlas der schweizerischen Volkskunde, Atlas de Folklore suisse, begründet von *Paul Geiger* und *Richard Weiss*, weitergeführt von *Walter Escher*, *Elsbeth Liebl*, *Arnold Niederer*. Teil I, 8. Lieferung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1973. Karten 114–130, Kommentar S. 701–929.

Die Lieferung I/8 schliesst zunächst den Fragenkomplex «Handel und Termine» ab. Sieben sind den Märkten gewidmet, allein vier den Marktorten. Die Ausstrahlung regionaler Marktzentren (wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkte zugleich) liess sich eben nur auf detaillierten Regionalkarten befriedigend erfassen. Fast allgemein ist ein Rückgang der Märkte festzustellen, der sich in die Gegenwart hinein fortsetzt.

Die fünf Karten zu den Terminen (für Hypothekar- und Pachtzinsen, Wohnungswechsel, Pachtverträge, Dienstbotenwechsel) bedingten eine intensive Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen kodifiziertem und brauchmäßigem Recht. Das Vordringen gesetzlicher oder dann individueller Regelungen auf Kosten der «brauchmässigen» springt in die Augen. Der Bearbeiterin E. Liebl gebührt für die Meisterung der vielen kniffligen juristischen Probleme besondere Anerkennung.

Die fünf letzten Karten führen auf das Gebiet festlicher Bräuche (Bundesfeier, andere vaterländische Gedenktage, Aufpflanzen grüner Bäume). Bei solchen Fragen empfindet der Benutzer des Atlas die lange Zeitspanne zwischen der Zeit der Aufnahmen (1937–1942) und der Veröffentlichung besonders schmerzlich. Nun, W. Escher und A. Niederer haben auf verdienstliche Art diese Lücke durch eigene Forschung und den Beizug neuerer Literatur, nicht zuletzt der Tagespresse, aufzufüllen gewusst. Der inhaltreiche Kommentar beweist die Richtigkeit ihres Vorgehens.

Nach dem ursprünglichen Konzept hätte der Atlas mit der noch ausstehenden Lieferung II/8 abgeschlossen werden sollen. Die Fülle des Materials verbietet es, diesen Plan einzuhalten; vorgesehen sind zwei weitere Lieferungen, den Abschluss wird ein Registerband bilden. Den Bearbeitern, die nun seit Jahrzehnten sich mit Hingabe dem ASV widmen, wünschen wir auch für die noch ungewisse Zukunft den so oft bewährten guten Mut.

Ed. Strübin

Kultureller Wandel im 19. Jahrhundert. Verhandlungen des 18. Deutschen Volkskunde-Kongresses in Trier vom 13.–18. September 1971, hg. v. *Günter Wiegelmann*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1973. 275 S., 8 Bildtafeln. (Studien zum Wandel von Gesellschaft und Bildung im Neunzehnten Jahrhundert, 5.)

Das 19. Jahrhundert ist seit einigen Jahren zum Forschungsthema Nummer Eins der Wissenschaften mit historischer Blickrichtung geworden. Es hat diese Bedeutung erlangt, weil sich in ihm die grossen geistigen, sozialen und gesellschaftspolitischen Strömungen und Bewegungen herausbildeten, die für unser Jahrhundert bestimmend wurden. Der 18. Deutsche Volkskunde-Kongress in Trier (13.–18. September 1971) wählte als Generalthema die Auseinandersetzung mit dem kulturellen Wandel im 19. Jahrhundert und holte damit etwas nach, was in andern wissenschaftlichen Disziplinen seit Jahren im Gang war (in bezeichnender Koinzidenz mit dem Jubiläumsband der SGVvK 1971). Nun liegen die Referate und die wesentlichen Diskussionsinhalte gedruckt vor. Dabei handelt es sich ohne Zweifel um eine wichtige Publikation. Sie ist, dem Tagungsaufbau folgend, in fünf grosse thematische Abschnitte gegliedert, nämlich 1. die Rezeption bürgerlicher Lebensformen bei Bauern und Arbeitern, 2. die religiöse und ideologische Orientierung bei Bauern und Arbeitern, 3. die kulturelle Bedeutung der Vereine, 4. Migration und Akkulturation, 5. Phasen und Dominanten des kulturellen Wandels.

Eingeleitet werden die Referatsgruppen durch zwei Beiträge von Rudolf Braun und Hermann Bausinger. Braun («Probleme des sozio-kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert») zeigt aus der Sicht der Nachbarwissenschaften auf, wo die Volkskunde in bisher brachliegende Forschungsgebiete aufbrechen könnte und zu welchen Fragestellungen sie vorzudringen hätte, um in eine fruchtbare Kooperation mit den andern Gesellschaftswissenschaften treten zu können. Wie immer sind Braun's Darlegungen beachtenswert, oft unbequem, aber aufbauend. Hermann Bausinger beleuchtet in seinem Aufsatz «Verbürgerlichung – Folgen eines Interpretaments» die «hilflose und verzweifelte Auseinandersetzung» der Arbeiterkultur mit der dominierenden bürgerlichen Kultur, wobei der Ausdruck Verbürgerlichung als «self-fulfilling prophecy» fast zwingend auf die Entwicklung einwirkte. Er versteht seine Ausführungen als Aufforderung zu einer intensiven «Beackerung» der Arbeiterkultur. Die Arbeit ist gescheit, mit weitem dokumentarischem Ausgriff geschrieben, nicht ohne latente Aggressivität, wobei als Eröffnung wieder einmal zur fröhlichen Hatz auf W. H. Riehl geblasen wird. Nicht alle Beiträge halten in der Folge dieses hohe wissenschaftliche Niveau. Einige verlieren sich an Nebensächliches oder erweisen sich als ideologisch befangen. In den Diskussionsvoten zeigt sich oft eine Gruppierung in zwei Lager. Auch hier zeichnet sich jene wissenschaftstheoretische Auseinandersetzung ab, wie sie die deutsche Volkskunde seit einigen Jahren kennt, doch scheinen die Auseinandersetzungen in Trier weniger emotional und dafür sachlicher geführt worden zu sein.

Im allgemeinen überwiegen die sorgfältig durchdachten und gerecht abwägenden Arbeiten. Es ist mir innerhalb des knappen Besprechungsraumes nicht möglich, sie einzeln aufzuführen. Ich greife lediglich das letzte Referat des Schweden Sven B. Ek über die «Fiktion des Wandels» heraus, als Beispiel einer

überlegenen kritischen Auseinandersetzung mit den Forschungsergebnissen der vorhergehenden Gelehrten-Generation, mit den Lehrern. Sie vollzieht sich offen, doch ohne Zynismus und mit Respekt, denn sie waren «trotz allem Kinder ihrer Zeit». Im selben Geist unterzieht Ek auch liebgewordene Begriffe heutiger Forscher einer kritischen Analyse.

An diese Publikation wird man sich halten, wenn man sich über einen wichtigen Forschungsbereich der modernen Volkskunde ins Bild setzen will. Die Diskussionsvoten regen zu eigener kritischer Auseinandersetzung an, und die reichen Anmerkungen geben wertvolle bibliographische Hinweise. Paul Hugger

Beiträge zur Schweizerischen Volkskunde im 19. Jahrhundert. Festgabe der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde zu ihrem 75jährigen Bestehen. (Schweizerisches Archiv für Volkskunde 67, H. 1–3). Basel, Verlag G. Krebs AG, 1971. 384 S.

Zum 75jährigen Bestehen konnte die Schweizerische Gesellschaft neben einem wissenschaftlichen Kolloquium über Kontinuität – Diskontinuität in der Sicht von Nachbarwissenschaften, dessen Vorträge 1973 von H. Trümpy mit einer sehr lesenswerten Einleitung herausgegeben wurden, eine umfangreiche Festgabe vorlegen. Sie vermittelt in vielen Aufsätzen einen Eindruck von der Fülle volkskundlicher Quellen, Probleme und Ansätze zur Forschung im 19. Jahrhundert.

Im ersten Teil, der sich mit der Geschichte der Wissenschaft beschäftigt, behandelt zunächst *Th. Bühler* den schweizerischen Zweig der historischen Rechtsschule und die Volkskunde. Abgesehen von der knappen und präzisen Darstellung, die für diesen Bereich in Deutschland fehlt, ist z.B. seine Feststellung hervorzuheben, dass die Forderung, die Gesetzgebung eines Landes solle das Ergebnis und die Synthese seines historisch gewachsenen Rechtes bilden, nicht in Deutschland, sondern in der Schweiz am reinsten verwirklicht wurde. – *A. Niederer*s Bemerkungen zu Louis Courthions 1903 erschienenen «Peuple du Valais» zeigen den Einfluss französischer Sozialwissenschaft des 19. Jahrhunderts und bieten damit einen Beitrag zu einem allgemeinen Desiderat unserer Forschungsgeschichte, die Abhängigkeit einzelner Forscher von den oftmals rasch wechselnden Theorien und Methoden vor allem der Nachbarwissenschaften Soziologie und Psychologie deutlich herauszustellen. Ohne eine derartige Kenntnis ist schon heute manche noch gar nicht so alte Publikation, z.B. im skandinavischen Raum, nicht mehr verständlich und benutzbar. – Mit *E. Strübins* Beitrag über schweizerische Heimatkunde im 19. Jahrhundert, zu dem noch auf die auf heutige Problemstellungen bezogene Dissertation von Jörg Haug (Heimatkunde und Volkskunde, Tübingen 1969) hingewiesen sei, korrespondiert *H. Trümpys* Darstellung der Volkskunde im Schulbuch des 19. Jahrhunderts. Von beiden wird die bedeutende und von der Forschung immer noch nicht genügend berücksichtigte volksbildnerische und politische Rolle des Volksschullehrers im 19. Jahrhundert herausgestellt. Darüber hinaus zeigt Trümpy aufgrund einer sorgfältigen Analyse Schweizer Schulbücher (zu denen im Gegensatz zum Autor der Rezensent aus wirtschaftsgeschichtlichen Gründen allerdings auch die Rechenbücher hinzugezogen hätte) deren volkskundlich relevanten Inhalt, dessen Kenntnis gerade für den Problembereich der Tradierung eine unabdingbare Voraussetzung von entsprechenden Einzeluntersuchungen sein sollte. Ein interessantes Teilergebnis ist hierbei die grosse Bedeutung, die die Grimmsche Sagensammlung und des Knaben Wunderhorn als Vorlagen hatten, und mit am wichtigsten ist wohl die vorsichtig am Schluss formulierte Feststellung über die noch weithin unterschätzte Rolle der Lehrer im 19. Jahrhundert als wesentlichen Faktor des kulturellen Wandels.

Unter dem Aspekt dieses Wandels im 19. Jahrhundert bietet der zweite Teil aufschlussreiche Detailuntersuchungen zu Problemen von Auswanderung, Wall-

fahrt, Brauchtum, Lied, Nahrung, Volkskunst, Haus und Wohnen sowie der Veränderung der Weinbaukultur, dargelegt an der Untersuchung eines Ortes.

Nicht minder interessant und wertvoll ist der seiner Anlage nach neuartige letzte Teil, in dem Mitglieder des Seminars für Volkskunde der Universität Basel «Texte zur schweizerischen Volkskunde des 19. Jahrhunderts von zeitgenössischen Autoren» bieten. Sie sind entweder schwer zugänglich oder noch unveröffentlicht, und jeder Text ist dankenswerterweise mit einer kleinen biographischen Einleitung und gegebenenfalls auch noch einer Bibliographie versehen. Die Quellen sind literarischen Briefen, der Reiseliteratur, Landesbeschreibungen und -darstellungen, Monatsblättern, Kalendern, Autobiographien, Schulbüchern, unveröffentlichten Manuskripten und Einsendungen auf W. Mannhardts Fragebogen entnommen. Sie bieten nicht nur Beschreibungen unterschiedlicher volkskundlich relevanter Sachverhalte, sondern gleichzeitig deren Kontext, der in der Forschung in der Regel ebenso unbeachtet blieb wie die differenzierte Haltung oder Interpretation der jeweiligen Autoren zu dem Berichteten. Schon der Hinweis auf dieses Material und seine Bedeutung dürfte nicht nur die Schweizer Volkskunde zu einer intensiveren Beschäftigung mit diesen Quellen und den in ihnen angesprochenen Problemen anregen.

Der umfängliche Stoff des drucktechnisch hervorragend gestalteten Bandes wird am Ende durch Orts-, Sach- und Namenregister erschlossen. – Man darf die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde zu dieser Festgabe beglückwünschen, die den beiden Teilen des Zweckartikels ihrer neuen Statuten gerecht wird, «die Überlieferungen und Bräuche in der Schweiz als Ausdruck der materiellen und geistigen Volkskultur zu erfassen und zu erforschen sowie die volkskundliche Forschung im allgemeinen zu fördern.»

Hinrich Siuts

Vilko Novak, Über den Charakter der Slowenischen Volkskultur in Kärnten. München, Dr. Dr. Rudolf Trofenik, 1973. 61 S. (Litterae slovenicae, 9).

Es mag schon sein, dass es notwendig war, die Eigenart und Selbständigkeit der Kärntner Slovenen richtig zu betonen und herauszuheben. Daran sind die Kärntner mit ihrer teilweise unverständlich bornierten Haltung selbst schuld. Aber man hätte sich eine Darstellung und Auseinandersetzung doch auf eine etwas weniger polemische Art gewünscht, als sie sich in Vilko Novaks Schrift äussert. Wenn es in anderen Aufsätzen Richard Wolfram ist, der ihn erbost, ist ihm in dieser Abhandlung Georg Graber der Dorn im Auge. In der Konfrontation mit Grabers Äusserungen über die Kärntner Volkskultur – die zugegebenermassen sehr einseitig und unkritisch sind – nimmt Novak Stellung zum kärntner-slovenischen Anteil im Bauwesen, in Volkstracht, Bauernarbeit, Volksnahrung, Jahres- und Lebensbräuche und in der Volksdichtung. Im ersten Teil der Schrift äussert er sich zur Verwendung des Begriffs «windisch»; er geht auch ein auf den slovenischen und den deutschen Anteil an der volkskundlichen Erforschung der Kärntner Slovenen.

Wildhaber

Günther Franz, Geschichte des deutschen Bauernstandes vom frühen Mittelalter bis zum 19. Jahrhundert. Stuttgart, Verlag Eugen Ulmer, 1970. 288 S., 20 Abb. im Text, 16 Taf., Register. (Deutsche Agrargeschichte, 4).

In der von Günther Franz herausgegebenen fünfbändigen Deutschen Agrargeschichte ist der vierte Band der Geschichte des deutschen Bauernstandes vorbehalten, einem Thema, das in dieser grossartigen, höchst anregenden Überschau bisher noch nie behandelt wurde. Wohl existieren zahlreiche regionale Werke, aber hier haben wir den ersten Versuch, eine Geschichte des gesamten deutschsprachigen Bauernstandes – mit vielen Ausblicken über diesen Raum – zu schreiben; der Verfasser meint sogar, und dies mit gutem Recht, «ja eines deutschen Standes überhaupt». Es geht darum zu zeigen, welchen Anteil der Bauernstand

handelnd und leidend an der Geschichte des Volkes genommen hat, und ferner zu zeigen, welchen Einfluss rechtliche und wirtschaftliche Wandlungen auf seine Stellung geübt haben. Keine sozial eingestellte Volkskunde wird an diesem Buche mehr vorüber gehen dürfen; wir würden auch wünschen, dass unsere schweizerischen Geschichtsbücher viel mehr von diesem Geist und diesen Erkenntnissen besäßen; es würde auch deutschen Geschichtsbüchern gut tun! Günther Franz macht aber selbst darauf aufmerksam: «Auch die gegensätzliche These, unsere Geschichte als Bauerngeschichte begreifen zu wollen, ist irrig. Der Bauer steht am Anfang unserer Geschichte, aber er hat nur selten selbst handelnd in ihren Ablauf eingegriffen. Trotzdem hat er ihn entscheidend bestimmt» (S. 14). Das Buch ist in 17 Kapitel gegliedert, die vom Frühmittelalter bis in die Zeit nach der französischen Revolution reichen. Besonders verdienstlich ist, dass am Schluss beinahe jedes Kapitels eine ausgezeichnete, gut geordnete Bibliographie steht. Eine Menge der behandelten Fragen steht in direkter Beziehung zu volkskundlichen Problemen. Dazu gehören natürlich die Abschnitte über den Bauer in der Dichtung des Hochmittelalters (S. 38–40), den Bauer im Schrifttum des ausgehenden Mittelalters (S. 123–127) und über die Bauernzeitungen gegen Ende des 18. Jahrhunderts (S. 234), die von aufklärerischen Ideen bestimmt waren; gleich den moralischen Wochenschriften waren sie zumeist belehrend-unterhaltend; in Gebieten mit einem kräftigen Bauerntum waren sie besonders zahlreich; «sie fehlen im Bereich der ostdeutschen Gutsherrschaft ebenso wie im katholischen Bereich». Wichtig sind ferner Abschnitte über Wesen und Entstehung der Landgemeinde und ihre Rechte und Pflichten, und dann die zusammenfassende Darstellung der «Bauernstaaten»: Schweiz (irgendwo hätte man sich einen Hinweis auf die Siedlungen der Freien Walser gewünscht), Tirol, Friesland, Stedinger, Bünde zwischen Weser und Elbe, Dithmarschen, Rheingau in Mitteldeutschland und, als Parallelerscheinung, die Kärntner Herzogseinsetzung. – Von grosser, erfreulicher Objektivität zeugt das schöne Kapitel über «die mittelalterliche Ostsiedlung» (vor allem Siebenbürgen, Zips, Ungarn, Gottschee). Dankbar sind wir dem Verfasser, dass er es verstanden hat, den Bauernkrieg und die späteren Bauernunruhen nicht nur mit den Augen des Bürgers, Patriziers und Grossgrundherrn zu sehen, sondern die Motive der Bauern zu begreifen, die in den meisten Fällen nur allzu berechtigt waren. Für das Verständnis eines modernen Bauerntums sind besonders ergiebig die letzten Kapitel über «Die soziale Schichtung des Dorfes» und «Das Bauerntum im 18. Jahrhundert». Ein Wort des Dankes verdienen auch die instruktiven, sorgfältig ausgewählten Abbildungen und Tafeln und die ausführlichen Register der Autoren, Namen und Sachen. Wildhaber

Rainer G. Schöller, *Der gemeine Hirte. Viehhaltung, Weidewirtschaft und Hirtenwesen vornehmlich des nachmittelalterlichen Umlandes von Nürnberg*. Nürnberg, Verlag Korn und Berg, 1973. XV, 470 S., 1 Abb., 8 Taf. (Zugleich phil. Diss. Erlangen 1968). (Schriftenreihe der Altnürnberger Landschaft, 18).

Schöller legt als Ergebnis langjähriger Arbeit eine historisch ausgerichtete Monographie des Gemeinدهirten vor. Darin behandelt er diese «Teilgruppe der unterbäuerlichen Schicht» mit weitem thematischem Ausgriff, wobei er die grundlegenden sozialen und wirtschaftlichen Strukturen des Dorf- und Gemeindelebens mit einbezieht. Begonnen hatte er seine Arbeit mit mündlichen Erhebungen bei den wenigen noch lebenden Kuhhirten des Umlandes von Nürnberg und Hersbruck. Dabei stand zuerst der sprachkundliche Aspekt im Vordergrund. Die Feldforschung erwies sich aber als zu schmale Basis, sie musste durch Archivforschung ergänzt werden. Ihr verdankt Schöller vor allem die Fülle der Fakten und Materialien, von der das Buch fast überquillt. Schöller versteht seine Arbeit aber nicht nur als getreue Dokumentation, sondern sie soll «vor allem auch die Armut und Not dieser Bevölkerungsgruppe aufzeigen» und damit gegen die vielfachen

Verklärungen zeugen, welche der Hirtenstand als «ursprüngliche Lebensform» erfuhr. Ich halte Schöllers Arbeit für grundlegend, auch wenn die Lektüre infolge der Überfülle des Materials und der archivalischen Belege manchmal an Flüssigkeit einbüsst. Dank dem Register kann es als eigentliches Nachschlagewerk dienen, wobei man unter vielfältigen Stichworten genaue Auskünfte zum Sachbereich Hirtenwesen findet. Dass Schölller viele bibliographische Angaben in den Text verarbeitet hat, erhöht den Wert der Publikation. Es ist gerade für den schweizerischen Leser verblüffend festzustellen, wieviele Parallelen im Bereich des einfachen Dorflebens für den mitteleuropäischen Raum bestehen, trotz der verschiedenen historischen und politischen Entwicklungen. Gleiche wirtschaftliche Notwendigkeiten zwangen, die magern Ressourcen in bester und klügster Weise zu nutzen, was immer wieder den gleichen bewährten Massnahmen und Institutionen rief.

Paul Hugger

Leopold Kretzenbacher, Kettenkirchen in Bayern und in Österreich. Vergleichend-volkskundliche Studien zur Devotionalform der cinctura an Sakralobjekten als kultisches Hegen und magisches Binden. München, Kommission bei der C. H. Beck'schen Verlagsbuchhandlung, 1973. 109 S., 4 Fig. im Text, 34 Abb. auf 16 Taf. (Bayerische Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-historische Klasse, Abhandlungen N.F., 76).

Kretzenbacher beschert uns hier wieder eines seiner prächtigen Bücher, bei denen man auf jeder Seite spürt, wie sehr er nicht nur aus einer umfassenden Literaturkenntnis heraus ein Thema gestalten kann, sondern wie ebenso sehr es selbst erlebt, erwandert, abgefragt und nachgeföhlt ist. Diesmal geht es um die auffällige und eindruckliche Erscheinung der gegürteten Leonhardskirchen in Bayern und Österreich. Sie wird im grossen und ganzen als spezifisch bayerisch empfunden, auch wenn Bayern nur den Schwerpunkt einer viel breiteren Streuung solcher kettengegürteter Kirchen in Mitteleuropa darstellt. Wie intensiv diese Streuung war – und auch heute noch ist – lässt sich nun erstmals an Kretzenbachers vergleichender Übersicht ermessen. Dabei erkennt man auch sofort, dass die «cinctura» nicht an den hl. Leonhard und den Katholizismus gebunden ist, sondern dass sie auch für andere schützende und hegende Heilige gilt und gleichermassen bei den Orthodoxen und Mohammedanern vorkommt. Der Verfasser beginnt mit einer Darstellung der im Raume Bayern-Österreich vorhandenen Kettenkirchen. Zum Verständnis der Erscheinung geht er dann dazu über, Vergleiche mit Sakralobjekt-Gürtung (mit Wachsfaden, Wollfaden, Leinwandbahnen) in weiteren Räumen Europas und des Vorderen Orients zu ziehen. Frühe Belege aus dem 9. und 11. Jahrhundert von Neapel und Uppsala dürfen mit einigermaßen Sicherheit als Gürtung mit Ketten ausgelegt werden. Ganz erstaunlich ist es, wie zahlreich die Wachsfadengürtungen sich in französischen Quellen nachweisen lassen, vielfach als Pest-Votum, aber auch als Gelöbnis in Feindesgefahr. Daran schliessen sich die Vorkommen in Slovenien und Friaul, ferner bei Kroaten, Serben und Mazedonen. Die Gürtung des Toten dürfte nicht in das gleiche Brauchtum zu rechnen sein, da es sich hier eher um ein Festbinden handelt aus Angst vor dem wiederkehrenden Toten als Werwolf oder Vampir. Eindrücklich erleben wir weitere Kirchengürtungen bei den orthodoxen Neugriechen zwischen Mazedonien, dem Epirus und Zypern. Bei Zypern werden auch Fälle des «ragtree», Fetzenbaums, erwähnt. Sozusagen unbekannt waren bisher die vom Verfasser aufgeführten Belege von Faden- und Handtuchgürtungen in Georgien, Weissrussland und Grossrussland. Daran schliessen sich interessante Vergleiche aus dem Vordern Orient, die erstmalig durch Kriss bekannt wurden. Neben diese geographische Überschau aus dem Mittelalter und der Neuzeit greift Kretzenbacher aber auch historisch viel weiter aus, indem er Rückblicke auf magisches und kultisches Hegen und Binden in der antiken Mittelmeerkultur wirft, wobei er eine geradezu

erstaunliche Fülle antiker Belegstellen beibringt. – Das Schlusskapitel betitelt sich «Heiltums-Gürtung – Knotenmagie – Steinzierat des Seilstabes (torsade)». Darin geht er der Frage nach, ob solch eine cinctura eines Sakralobjektes allenfalls auch aus «festem», d. h. Zeiten überdauerndem Material gefertigt, angebracht worden sei und damit ständige Gültigkeit erlangt habe. Mit anderen Worten: ob nicht hinter den heute als Zierat und Spielerei angesehenen steinernen Ketten und Stäben (torsades) eine Glaubensvorstellung sich nachweisen lasse, die heute wohl funktionslos geworden sein dürfte. Zudem muss neben der statischen cinctura auch die dynamische Umgehung, Umwandlung (circumambulatio) nicht ausser Acht gelassen werden, insofern beide den magisch-koërzitiven wie den apotropäischen, den bindend-zwingenden wie den hegend-schützenden Gedanken beinhalten. Mit tief nachgefühlten religiösen Überlegungen schliesst die Abhandlung.

Wildhaber

Henry Glassie, Pattern in the material folk culture of the Eastern United States. Philadelphia, University of Pennsylvania Press, 1968. X, 316 p., 66 fig.

Das vorliegende vorzügliche Buch ist das erste, das die materielle Kultur der Oststaaten Nordamerikas in überlegener Weise zu gliedern und in ihrem Entstehen klar zu machen versucht. Henry Glassie war dafür der geeignete Mann, war er doch zuerst «state folklorist of Pennsylvania and director of the Ethnic Culture Survey of the Pennsylvania Historical and Museum Commission», bevor er Professor für die materielle Volkskultur an der Universität von Bloomington, Indiana, wurde. Man möchte sein Buch neben «Häuser und Landschaften der Schweiz» von Richard Weiss stellen; nur treten bei Glassie die Hausbautypen und die Konstruktionsweisen stärker in den Vordergrund. Seine Ausführungen sind von einer Fülle höchst instruktiver Zeichnungen und Abbildungen begleitet. Daneben zieht er immer wieder charakteristische Geräte heran, wobei er jeweils (mit erstaunlicher Sachkenntnis) auf Parallelen zu europäischem Material und auf die europäische Herkunfts- und Verbreitungszonen verweist. Besonderes Interesse verdient der Versuch, in drei Karten die Entwicklung der Kulturzonen anschaulich darzustellen. Die erste Karte zeigt die vier wichtigsten «folk cultural source areas», von denen aus die Diffusion und Migration stattgefunden haben (2. Karte), die zu den heute noch bestehenden «material folk culture regions» führten. Dabei sind die Probleme besonders schwierig wegen der Einwandererschichten verschiedenster Herkunft und wegen der ethnischen Gruppen, die entweder durcheinander gehen oder die isoliert als mehr oder weniger geschlossene Gruppen leben und nur schwer und allmählich Einflüsse aufnehmen und Einwirkungen abgeben. Ethnische Zusammenhänge bewirken das, was Glassie als «nonregional patterns» bezeichnet. Die beigegebene Bibliographie, die auch nichtamerikanische Literatur einbezieht, ist die weitaus beste und umfangreichste, die ich kenne. Die Anordnung ist alphabetisch; es fragt sich, ob bei dem grossen Umfang (74 Seiten) nicht eine Gliederung wünschbar gewesen wäre. Das Buch ist glänzend geschrieben und leicht lesbar, heute eine Seltenheit!

Wildhaber

Getreidebau in Ost- und Mitteleuropa. Hrsg. von *Iván Balassa*. Budapest, Akadémiai Kiadó, 1972. 653 S., Abb., Karten, Register.

Iván Balassa hat hier einen für die vergleichende Ethnologie ganz besonders wichtigen und ertragreichen Sammelband zusammengetragen. Er vereinigt, neben seiner Einleitung, 19 Aufsätze verschiedener Verfasser; dazu kommen ausführliche Wort- und Sachregister. Der geographische Raum wird mit Ost- und Mitteleuropa angegeben. Wenn Balassa das Fehlen von einigen wenigen Ländern bedauert, so weiss jeder, der je einen Sammelband organisierte, dass mit derartigen Schwierigkeiten immer gerechnet werden muss. Dafür werden wir reichlich entschädigt durch die erstmalige Publikation mehrerer Arbeiten von Sachspezialisten

aus dem Kaukasus in deutscher Sprache (alle Aufsätze des Bandes sind deutsch geschrieben); es handelt sich um georgische, armenische und asserbeidschanische Artikel. Gerne vermerken wir auch zwei Aufsätze aus ebenfalls im Westen wenig bekannten Sowjetrepubliken: Weissrussland und Moldau. Sachlich hat Balassa fünf Themen zur Darstellung vorgeschlagen, von denen die meisten Autoren jeweils eines ausgewählt haben. Es geht um 1. die Bodenbestellung (Wirtschaftsmethode mit brachliegenden Feldern, Rodungen), 2. die Bodenbearbeitung (Pflug, Aussaat, Egge), 3. die Ernte (Sichel, Sense, Garben), 4. Gewinnung und Reinigung des Kornes (dreschen, Dreschflegel, austreten, worfeln), 5. Speicherung (unter der Erde, Kornspeicher). Historisch sollen im wesentlichen das 19. und 20. Jahrhundert erfasst werden mit gelegentlichen Rückblicken in das 18. oder noch frühere Jahrhunderte. Aus dem gut durchdachten Plan ergibt sich, dass ungefähr gleichzeitige Angaben zu brauchbaren Vergleichszwecken nebeneinandergestellt werden konnten. Zu den einzelnen Aufsätzen haben die Verfasser jeweils die wichtigste Literatur beigegeben. Balassas Einleitung enthält ausgezeichnete Bemerkungen über den Gebrauch des Pfluges und seine Veränderungen.

Wir wollen in Kürze auf einige Aufsätze eingehen; wir müssen um Verständnis bitten, wenn wir nicht alle 19 erwähnen werden. Imre Wellmann gibt eine klare Scheidung zwischen den Flurnutzungen in jenen Teilen Ungarns, den die Türken nicht ständig besetzt hatten, und denen, die unter der Türkenherrschaft standen, wo sich das Bauerntum völlig anders entwickelte, weil es während etwa 150 Jahren ohne Grundherrschaft blieb; damit gibt es hier Flurnutzungsformen, die vom Bauern entwickelt wurden ohne Beeinflussung durch einen Gutsherrn (die sogenannte Dreeschwirtschaft, das ist eine Art wilder Feldgraswirtschaft). M. K. Gegešidse berichtet von den interessanten Systemen der Bewässerung in Georgien mit Fluss-Schlamm. Ján Podolák unterscheidet scharf zwischen den verschiedenen Techniken im Rodungsverfahren und in der Brandwirtschaft; seine Ausführungen beziehen sich auf Beispiele aus der Slowakei; sie sind aber natürlich auch für andere Länder anwendbar. Milenko S. Filipović gibt eine abschliessende Übersicht über alle Methoden der Urbarmachung des Bodens in Jugoslawien: Melioration, Rodung, Gewinnung von Anbauflächen im Karst. Am häufigsten wurden die landwirtschaftlichen Geräte, vor allem die Pflugtypen, behandelt: Belorussen (L. A. Molčanova), Moldau (N. A. Demčenko), Asserbeidschan (G. A. Guliev), Armenien (W. H. Bdojan), Bulgarien (Christo Vakarelski), Slowakei (Viera Urbanová), Ungarn (Iván Balassa), Mecklenburg (Ulrich Bentzien) und Polen (Tadeusz Dziekoński). István Balogh schreibt über die Erntegeräte des Karpatenbeckens im 19. Jahrhundert, und Lajos Takács stellt mit genauer Sachkenntnis die Sensensicheln in Ungarn dar, wobei er sich bei der Beschreibung des Arbeitsvorganges auf die selbst erlebten Angaben von alten Leuten stützen kann. Den Beschluss bildet eine Darstellung der zwei Getreidespeichertypen im südlichen Karpatenbecken, wobei besonders der geflochtene oder gezimmerte Kleinspeicher auf Schlittenkufen unser Interesse verdient; es ist ein Typus, den wir sonst eher mit bulgarischen und walachischen Hirtenhütten verbinden. Wildhaber

Hans-Jürgen Warlo, Mittelalterliche Gerichtsmedizin in Freiburg i.Br. und am Oberrhein. Freiburg i.Br., Mozartstrasse 30, Alemannisches Institut, 1972. XXII, 89 S. (Vorarbeiten zum Sachbuch der alemannischen und südwestdeutschen Geschichte, 2).

Die aus dem 14. Jahrhundert stammende städtische Rechtsordnung von Freiburg i.Br. markiert den Beginn der gerichtlichen Medizin in Deutschland. Denn die Stadt besitzt die bisher älteste schriftliche Strafprozessordnung, die bei Totschlag und schwerer Körperverletzung die Heranziehung von Wundärzten als Sachverständige verlangt. Daraus lässt sich deutlich erkennen, dass die Ärzte früher und häufiger gerichtliche Funktionen ausgeübt haben, als die erhalten

gebliebenen Quellen überliefern. Der mittelalterliche «Gerichtsmediziner» war jedoch handwerklicher Wundarzt, der bei forensischen Fragestellungen nur auf seine persönlichen, allgemein-chirurgischen Kenntnisse zurückgreifen konnte. Der Verfasser zeigt nun am Beispiel der mittelalterlichen Stadt Freiburg die Einbeziehung der Medizin in das Rechtswesen und die praktische gerichtsärztliche Arbeit. Gerichtsorganisation und Beweisrecht des Spätmittelalters schufen die gesetzliche Grundlage für die ärztliche Begutachtung. Die Differenzierung in den Heilberufen, die Stellung der Ärzte und Hebammen in der Gesellschaft und der Stand des medizinischen Wissens beeinflussten Art und Umfang dieser Tätigkeit. Der Verfasser zieht für diese Untersuchung die handschriftlichen Quellen des Freiburger Stadt- und Universitätsarchivs sowie ergänzendes Schrifttum zur schweizerischen, elsässischen und südwestdeutschen Geschichte heran.

Elfriede Grabner

Günter Wiegelmann, Alltags- und Festtagsspeisen. Wandel und gegenwärtige Stellung. Atlas der deutschen Volkskunde, Beiheft 1, Marburg 1967. 269 S. und 26 Karten.

Das Anliegen des Verfassers gilt der Frage, wie neu eingeführte Nahrungsmittel im Laufe der Zeit in den volkstümlichen Speisezetteln aufgenommen worden sind und welche Geltung ihnen im Wertgefüge der breiten Schichten zukommt. Die Beantwortung dieser Frage geschieht anhand des aus den Jahren 1930 bis 1935 stammenden, kritisch verwendeten Erhebungsmaterials des «Atlas der deutschen Volkskunde». Als weitere Unterlagen dienten die Ergebnisse einer bayerischen Umfrage von 1909/10 sowie das Manuskriptmaterial eines von der Deutschen Buchgemeinschaft unter dem Titel «Das Leibgericht» veranstalteten Preisausschreibens. Daneben wurden zahlreiche historische Quellen benützt, so dass der Verfasser über den «Ausklang mittelalterlicher Speisesitten», «Das Aufkommen neuer Nahrungs- und Genussmittel: 1680–1770» und deren «allgemeine Übernahme durch die ländliche Bevölkerung: 1770–1850» zu berichten in der Lage ist. Diesem Abriss über die Kulturgeschichte der Volksnahrung geht eine kritische Würdigung der bisherigen Fragestellungen und Ergebnisse (W. H. Riehl, H. Christ, A. Maurizio, H. Brockmann-Jerosch u.a.) voraus, wobei zählbare unlineare Entwicklungsschemata in Frage gestellt werden. «Die Vorstellung eines ständigen Auf und Ab, eines Pendelns zwischen den verschiedenen Möglichkeiten des Lebens – die sich auch in anderen Bereichen der Volkskultur als fruchtbar erweist – wird den Tatsachen besser gerecht» (S. 7). – Mittels der alle Arbeiten Wiegelmanns kennzeichnenden differenzierten Kulturraumforschung wird die Rolle ausgewählter Nahrungspflanzen (Hirse und Kartoffel) in den Alltags- und Festtagmahlzeiten bis ins einzelne verfolgt. Der Verfasser zeigt, wie die Kartoffel dank ihrer vielfältigen Zubereitungsmöglichkeiten (darunter auch hochfestliche) Eingang in das Festmenü fand. Die mit Bezug auf den Anbau anspruchsvolle Hirse, aus welcher praktisch nur ein Gericht, der Hirsebrei, hergestellt wird, schwand zusammen mit der Sitte des Breiessens. Erstaunlich ist, dass sich der Hirsebrei als Festspeise (Heiliger Abend, Silvester, Hochzeit) halten konnte, was von der Volkskunde auf eine an der Hirse haftende Glaubensbindung zurückgeführt wird. Diese Auffassung wird durch das Antwortmaterial des ADV mit Bezug auf den Hirsebrei zu Weihnachten und Neujahr bestätigt, anscheinend aber in geringerer Masse mit Bezug auf die Hochzeitshirse. Dies bringt Wiegelmann damit in Zusammenhang, dass sich bei der Hochzeit die Glaubensbindung auf das Bewerfen des Brautpaares mit Hirsekörnern konzentriert, während das Hirseessen in den Hintergrund tritt.

Ein längeres Kapitel widmet der Verfasser der Ausbreitung des Kaffeetrinkens, wobei u.a. das Phänomen der «Übersteigerung des Neuen» kurz nach dessen Rezeption durch die Unterschicht deutlich gemacht wird. In ähnlicher Weise

geht der Autor weiteren Innovationen nach, der Stellung des Serviettenklosses (in einem Tuch gekochter Kloss), ferner der von Wien her ausstrahlenden Innovationen Schnitzel und Gulasch sowie dem auf französischen Einfluss zurückgehenden Kotelett. In keinem Fall begnügt er sich mit den gängigen Pauschal-erklärungen wie «Kraft der Tradition und der Sitte», sondern würdigt bis ins einzelne die wirtschaftlichen, sozialen, technischen und geschmacklichen Voraussetzungen, welche die Einführung von Neuerungen erleichtern bzw. erschweren. Neue Nahrungs- und Genussmittel müssen sich einigermassen «organisch» in bestehende Zubereitungstechniken und Speisefolgen eingliedern lassen, wenn sie rasch adoptiert werden sollen. So liess sich z. B. die Kartoffel seinerzeit fast bruchlos in den niederdeutschen Gemüsetopf einfügen, während sie sich in Bayern nicht ohne weiteres mit dem dort traditionellen Hirsebrei, Spätzliteig und «Schmarren» verbinden liess. Wichtig für die jeweilige Stelle der Neuerungen innerhalb der Ordnung der hochfestlichen, sonntäglichen und werktäglichen Gerichte war die Geltung der betreffenden Speisen in der vorbildgebenden Schicht, deren Lebensqualität die breiten Schichten wenigstens bei festlichen Anlässen nachzuahmen versuchten.

Die instruktiven Beispiele, die Wiegelmann aus dem weiten Bereich der volkstümlichen Nahrungsgewohnheiten herausgreift, eröffnen vor allem in methodischer Hinsicht der Nahrungsforschung Wege, die die Volkskunde insgesamt angehen und die auf dem Gebiete der Brauchforschung von Hans Moser und K. S. Kramer bereits erfolgreich beschrritten worden sind.

Inzwischen hat sich der Verfasser dem Wandlungsprozess der Ernährung städtischer Unterschichten unter dem Einfluss der Industrialisierung zugewandt und auch auf diesem Gebiet die Fruchtbarkeit seiner Methode unter Beweis gestellt (vgl. H. J. Teuteberg und G. Wiegelmann: *Der Wandel der Nahrungsgewohnheiten unter dem Einfluss der Industrialisierung*. Göttingen 1972).

A. Niederer

Leopold Schmidt, *Volkskunst in Österreich*. Wien, Forum-Verlag, 1966. 200 S., 120 Taf., 42 Zeichnungen, 1 Karte, Literaturverzeichnis.

Leopold Schmidts grosses und vorbildliches Buch über die Volkskunst in Österreich darf mit Fug und Recht als das beste Volkskunstbuch eines Landes bezeichnet werden, das es überhaupt gibt. Er sieht mit völliger Klarheit die Schwierigkeit der Interpretation des Begriffs, man darf wohl sagen die Unmöglichkeit, im gegebenen Forschungsstand zu einer allgemein gültigen, objektiven Definition vorzustossen. Aus diesem Grund blieb ihm nichts anderes übrig, als im Vorwort festzustellen: «Der persönliche Eindruck von den vielen und vielfältigen Erscheinungen der österreichischen Volkskunst war mir bei dieser Darstellung massgebend. Diese Einstellung entspricht meiner Meinung nach auch weitgehend der Situation unserer Volkskunsthforschung». Jeder, der sich mit Volkskunst beschäftigt, weiss, wie sehr Leopold Schmidt mit dieser resignierenden Erklärung recht hat. Es ist schon so, wie Schmidt sagt: «Man kann sich dem Gebiet von verschiedenen Seiten nähern, auch wenn man zunächst nur seine Abgrenzung und Bestimmung zu suchen vorhat.» Leopold Schmidts Versuch ist aus einem Guss und beruht auf einer enormen Sachkenntnis, die weit ausgreifende und erstaunliche Einblicke in die mannigfaltigsten Zusammenhänge erlaubt. Sein klar gegliederter Literaturnachweis gehört zum Besten, was ich an derartigen Zusammenstellungen überhaupt kenne. Mit ebensolchem Dank wird man die Karte und das dazu gehörige Verzeichnis der österreichischen Museen mit Volkskunstbeständen entgegennehmen. Dem Buch sind eine grosse Zahl von sorgfältig ausgewählten Tafeln und liebevoll gestalteten Zeichnungen beigegeben.

Der Text ist in zwei Hauptkapitel gegliedert. Der erste Teil befasst sich mehr theoretisch mit den «Kategorien der Volkskunst»; dazu gehören «Grund-

stoffe» (wobei man vielleicht beim Ausdruck «Geflecht» Bedenken äussern könnte, weil unter dem Wort doch eher schon ein Produkt als ein Grundstoff zu verstehen ist), «Grundformen» und «Form und Sinn». Der zweite umfangreichere Teil betitelt sich «Das Land und seine Volkskunst»; er geht von der Herstellung, der Gestalt und der Funktion der Objekte aus; dabei kommen sehr schön regionale Sonderausformungen zur Geltung. Die vier wichtigen Gruppen, in die sich die einzelnen Objekte einfügen lassen, sind: Hof und Haus, Gerät und Geschirr, Textil und Tracht, Brauchkunst. Dabei spielt es keine Rolle, ob man im einen oder andern Fall persönlich eine anders gelagerte Meinung hätte, denn für Leopold Schmidt sind sie am richtigen Platz und richtig gedeutet; das muss ohne jegliche Einschränkung gesagt werden. Wohltuend ist auch die gut überlegte Ausgeglichenheit in der Darstellung der einzelnen Abschnitte; sie gibt keinem Objekt ein unnötiges Übergewicht und eine bevorzugte Behandlung. (Zu S. 136: Gorazd Makarović ist ein Mann, auch wenn es Schmidt anders haben will.)

Wildhaber

Friedrich Knaipp, Hinterglasbilder. Aus Bauern- und Bergmannsstuben des 18. und 19. Jahrhunderts. 2., erweiterte und verbesserte Auflage. Linz a. d. Donau, Verlag J. Wimmer, 1973. 213 S., 47 Farbtaf., 16 Vorlagen.

Knaipp ist unbestritten der Kenner der Hinterglasbilder, zum mindesten im mitteleuropäischen Bereich. 1963 ist die erste Auflage seines Buches erschienen; wir hatten sie damals mit Freude begrüsst (siehe SAVk 59 [1963] 119). Was wir damals in zustimmendem, anerkennendem Sinn gesagt haben, gilt für die zweite Auflage genau gleich, wenn nicht sogar vermehrt. Denn, wie Knaipp selbst sagt, hat sich in der Zwischenzeit zwischen den beiden Auflagen bei ihm die Beschäftigung mit dem Sachgut «Hinterglasbild» von 27 auf 37 Jahre ausgedehnt; er hat Tausende weiterer Stücke untersuchen können und Archivalien, Geschäftsbücher und Literatur ausgewertet und hat den eigenen Standpunkt in verschiedener Hinsicht abklären können. Diese wohltuende Sicherheit spürt man der neuen Auflage auf Schritt und Tritt an. Diese zweite Auflage ist vermehrt durch ein Literaturverzeichnis und ein in dieser Vollkommenheit erstmaliges Namenregister, das alle bekannten Hinterglasmaler, Hinterglasradierer, Händler, Verleger und Hausierer mit ihren Daten und dem Literaturhinweis anführt. Damit gelingt es Knaipp, die Zu- und Abwanderung aus einem Gebiet in das andere zeitlich und namentlich festzustellen und die stilistisch-technische Beeinflussung zu beobachten. Er kann auch die Entstehung von Pflanzwerkstätten im Westen und Osten des deutschsprachigen Raumes nachweisen. Wir sind Knaipp vor allem dankbar, dass er in klarer Weise zur Frage der Hinterglasbilder in der Schweiz Stellung nimmt. Wir finden immer wieder Volkskundler, die von volkstümlichen Hinterglasbildern der Schweiz sprechen; dies beruht darauf, dass sie das Werk des Canonicus Staffelbach, der Kunsthistoriker ist, vermutlich nur dem Titel nach kennen. Knaipp schreibt: «Die vereinzelt von Mönchen oder in der Schweiz von Patriziern und deren Frauen geübte Imitation zeitgenössischer Gemälde in Hinterglasbildern zu Geschenkzwecken und als Laienarbeit kann hier völlig ausser acht gelassen werden und gehört in das Gebiet der Sonntagsmalerei» (S. 26). In der Schweiz gibt es volkstümliche Hinterglasbilder nur im protestantischen Toggenburg und als Motivbilder im katholischen Lötschental; beide Fälle sind in das 19. Jahrhundert zu datieren; sie sind noch nicht monographisch bearbeitet. Möglicherweise muss man auch die «Deckgläser» (S. 48) der Einsiedler Wallfahrtsandenken hierher rechnen; auch hierüber sind wir noch durch keine Untersuchung orientiert.

Eine Bitte: es wäre schön, wenn auch in deutschsprachigen (Österreich ist eingeschlossen!) Werken fremde Eigennamen richtig geschrieben würden; es heisst nicht Jirmić sondern Irimie, nicht Focsa sondern Focşa.

Wildhaber

Klaus Beitzl, *Votivbilder. Zeugnisse einer alten Volkskunst*. Salzburg, Residenz Verlag, 1973. 160 S., Abb. im Text, 48 Farbtaf.

Ein Buch, das in jeder Hinsicht volles Lob verdient. Klaus Beitzl hat aus dem unerhört reichen Besitz des Österreichischen Museums für Volkskunde in Wien 48 bezeichnende *Votivbilder* ausgelesen; der Verlag hat sie in tadellosen Farbaufnahmen reproduziert. Das Buch ist so gegliedert, dass Beitzl zunächst eine Einführung gibt, in der er in ansprechender, zurückhaltender Art das Wesentliche über die Geschichte und Bedeutung der *Votivbilder* und den heutigen Stand der Forschung sagt. Er sieht die Bilder im Zusammenhang mit dem Wallfahrtsbrauch; seit der Gegenreformation entwickelt sich dieses *Votivbilderbrauch* «zu einem Massenphänomen des volksfrommen Wallfahrtsbrauchs und der religiösen Volkskunst». Als *Bitt-, Gelübde- oder Danktafeln* werden sie am Wallfahrtsort aufgehängt. Beitzl glaubt, dass seine aus einem Zeitraum von 250 Jahren getroffene Auswahl einen Querschnitt durch die Entwicklungsgeschichte dieser Volkskunst erkennen lasse, ja, «dass man in bestimmten Fällen geradezu von der Ausbildung einzelner Zeit- und Regionalstile sprechen» könne. Die Bilder sind datiert (von 1616 bis 1868), so dass ein geschichtlicher Stilablauf einwandfrei festgestellt werden kann. Zu jeder einzelnen Farbtafel gibt Beitzl eine feinfühligeläuternde Sacherklärung. Die eigentlichen Katalogangaben zu den Bildern folgen in einem Anhang. Beigegeben ist ein ausführliches Literaturverzeichnis, das erfreulicherweise nicht nur deutsche Titel enthält. Wildhaber

Leopold Schmidt, *Volkstracht in Niederösterreich. Eine Einführung nach Erscheinungsform, Funktion und Geschichte*. Linz a.d. Donau, Rudolf Trauner Verlag, 1969. 87 S., 34 Bilder (*Niederösterreichische Volkskunde*, 5).

Der Band schliesst einige nur geringfügig veränderte Kapitel aus Leopold Schmidts «*Volkskunde von Niederösterreich*» (2. Band, Horn 1972) über Tracht und Textilwesen zu einem eigenen Buch zusammen, leitet sie mit einem informativen Abschnitt zur Sammlungs- und Forschungsgeschichte der Volkstracht in Niederösterreich ein und rundet sie neben ausführlichen Nachweisen mit 34 meist farbigen und ganzseitigen Trachtenabbildungen (nach Gemälden, Lithographien und Aquarellen meist des 19. Jhs.) ab. Damit ist der eine Ansatz dieser flüssig lesbaren Abhandlung angedeutet, die streng und anschaulich an den Quellenzeugnissen orientierte Darstellung des historischen Ablaufes, der Beharrungs- und Wandlungserscheinungen ländlicher Kleidung. Der zweite dominante Gesichtspunkt bemüht sich darum, die funktionellen Bedingtheiten der Kleidung, deren Einbindung in die sozialen, wirtschaftlichen, religiösen und rechtlichen Verhältnisse herauszuheben und jenes lebensvolle brauchwürdige Normengeflecht deutlich zu machen, vor dessen Hintergrund man die Differenzierung zu landschaftlichen Trachten erst richtig verstehen kann. Ein schmales, durch ausführliche Register aufgeschlüsseltes Bändchen, das mit seinem plastischen Querschnitt durch die Trachtengeschichte Niederösterreichs auch wichtige methodische Leitlinien aufzuzeigen vermag. Helge Gerndt

Peter Collingwood, *The techniques of sprang. Plaiting stretched threads*. London, Faber and Faber, 1974. 292 S., 160 Zeichnungen im Text, 69 Abb. auf Tafeln.

Die mit dem skandinavischen Ausdruck *Sprang* bezeichneten Verfahren gestatten, aus parallel ausgespannten Fäden Stoffe zu bilden. Sie stehen damit im Gegensatz zu vielen andern Textiltechniken, so besonders zum Weben, wo man ausser den nebeneinander liegenden Kettfäden noch den Schuss benötigt. Je nachdem die Kettfäden ineinander verhängt, gegenseitig durchflochten oder miteinander verzwirrt werden, unterscheidet man verschiedene *Sprangformen*. Ausserdem kann man die Kette flach (in einer Ebene angeordnet) oder rundlaufend (in Form eines liegenden Zylinders) ausspannen. In allen Verfahren werden die

Kettfäden an den beiden Enden fixiert. Der Stoff bildet sich gleichzeitig von diesen Enden her gegen die Mitte zu. Hier müssen die Fäden fixiert werden, damit sich der Stoff nach Beendigung der Arbeit nicht wieder in seine Elemente auflöst. Die nicht sehr häufige, aber mit Ausnahme von Australien aus allen Erdteilen bekannte, in Europa und Südamerika schon in vorchristlichen Kulturen nachgewiesene Technik ist bisher nicht eingehend erforscht worden. Zwar besteht eine Reihe von Einzeluntersuchungen; diese reichen aber nicht aus, um ein auch nur einigermaßen vollständiges Bild von den technologisch und kulturhistorisch gleich interessanten Verfahren zu erhalten. Das Buch Collingwoods ist daher sehr willkommen. In dem vorbildlich gestalteten und reich illustrierten Band behandelt der Autor vor allem die Technik des Sprangs. Als ausgezeichneter Praktiker, und nicht zuletzt auch dank der Mithilfe von Noemi Speiser, einer hervorragenden Spezialistin auf diesem Gebiet, ist es ihm gelungen, die Arbeitsmethoden bis in alle Einzelheiten zu beschreiben und klare Anleitungen dafür zu geben. Gleichzeitig hat er es aber auch zustandegebracht, die äusserst variationsreichen und ausbaubaren Verfahren in klarer und einleuchtender Weise systematisch zusammenzustellen. Dabei geht die Übersicht weit über traditionelle Gebrauchsformen hinaus; sie berücksichtigt auch neue Möglichkeiten ihrer Anwendung im Bereich rein künstlerischer oder kunstgewerblicher Gebiete. Obwohl das Werk in erster Linie als technisches Handbuch gedacht ist, enthält es doch auch sehr wertvolle Abschnitte über terminologische Fragen, die Geschichte der Sprangforschung sowie besonders über die frühere und heutige Verbreitung der Technik, dazu eine umfangreiche Bibliographie. Daher gehört es nicht bloss in die Hand des Technologen oder Kunstgewerblers, sondern es wird auch dem Textilhistoriker auf volkscundlichem und auf ethnographischem Gebiet wertvolle Hilfe leisten. Bühler

Alfred Cammann, Märchenwelt des Preussenlandes. Schloss Bleckede/Elbe, Otto Meissners Verlag, 1973. XLIV, 604 S., Abb. (Heimat und Volkstum. Bremer Beiträge zur niederdeutschen Volkskunde, 1973).

Das schöne neue Buch von Alfred Cammann ist das Ergebnis zwanzigjähriger Feldforschung. Als junger Mensch hat er als Westdeutscher Ost- und Westpreussen kennen und lieben gelernt. So war es denn gegeben, dass er nach dem Kriege sich vor allem der ostdeutschen Rückwanderer annahm und unermüdlich ihr Erzählgut sammelte. In besonderer Dichte gelang ihm dies im Raum Nordniedersachsen, der Stader Landschaft und Bremen, wo von den Ostdeutschen immer noch Märchen erzählt werden. Fast 90 Erzähler lernte Cammann im Laufe der Jahre in diesem Raum kennen; rund 315 Märchen, Legenden, Schwänke und Sagen werden im neuen Buch als Ergebnis publiziert. Dabei sind allerdings «bewusst auch die Grenzlagen der mündlichen Überlieferung wie Kalendergeschichten, sogar Kunstmärchen mit hineingenommen, um die Variationsspanne zu zeigen». Aus seiner reichen Erfahrung heraus schildert Cammann in einer lesenswerten Einleitung, die seine Vertrautheit mit modernen Theorien bestens beweist, all die Probleme, die bei der Feldforschung, dem Auffinden der Gewährsleute und der Textnotierung auftreten. «Es wird nichts frisiert, weder im Text noch in der Auswahl; trotzdem ist allein wegen des Umfangs und der Kosten Auswahl nach exemplarischen Gesichtspunkten geboten. Die Stoffwahl wird aber nicht von vornherein auf die bestimmten Gattungen eingeschränkt, sondern soll besonders bei einem umfangreicheren Erzählerrepertoire die Bandbreite eines Erzählers vorstellen. Das kann aber nur in Einzelfällen und begrenzt durchgeführt werden.» Über einige Erzähler und ihre Einstellung zum erzählten Stoff und die eigenwillige Umformung von Märchen weiss Cammann sehr lebendig zu berichten. Über alle Erzähler gibt ein ausführlicher Anhang in alphabetischer Anordnung genaue Auskünfte; wir lernen auch einige besonders begabte Erzähler und ihre Familien eingehend kennen. Viele von ihnen werden uns in trefflichen Photos vorgeführt.

Das beigegebene Typenverzeichnis (von Kurt Ranke aufgestellt) gibt hauptsächlich die Nummern zu den Märchen; bei den Sagen war dies nur in gelegentlichen Fällen möglich. – Ein höchst erfreuliches Buch! Wildhaber

Märchen der europäischen Völker. Unveröffentlichte Quellen. Im Auftrage der Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker hrsg. von *Christian Jentsen*. Bd. 9. Münster, Verlag Aschendorff, 1974. VII, 168 S.

Die Gesellschaft zur Pflege des Märchengutes der europäischen Völker gibt in verdienstvoller Weise drei Reihen von Märchen heraus. Eine dieser Reihen betitelt sich «Märchen der europäischen Völker»; davon erscheint nun der neunte Band. Er enthält 19 Märchen aus Belgien, Dänemark, England (inklusive Isle of Man), Irland, Südtirol, Westfriaul und Ungarn. Ein Sinnzusammenhang dieser Märchen ist nicht erkenntlich, weder in geographischer noch in thematischer Hinsicht. Sie stehen einfach da, weil sie gerade zufällig zur Hand waren. Die Texte sind jeweils in der Originalsprache und in deutscher Übersetzung wiedergegeben. Es wäre noch erfreulicher, wenn die Originalsprache – besonders das Englische – nicht so viele Druckfehler aufwiese. Man sollte sich bei derartigen Texten – sollen sie überhaupt einen Sinn haben – auf absolute Korrektheit verlassen können. Kurze Anmerkungen sind den einzelnen Märchen beigegeben. Wildhaber

Rätoromanische Märchen. Hrsg. und übersetzt von *Leza Uffer*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1973. 286 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Man mag die Sammler- und Übersetzertätigkeit von Gian Bundi gewiss in einzelnen Punkten kritisieren, Tatsache bleibt doch, dass er es gewesen ist, der die rätoromanischen Märchen einem breiten Publikum bekannt gemacht hat. Es wäre schön gewesen, wenn das in Leza Uffers Nachwort erwähnt worden wäre. Uffer ist unbestritten der beste Kenner und Sammler rätoromanischer Märchen. Er hat schon mehrmals aus seinen eigenen Sammlungen publiziert. 15 Märchen hat er auch beigegeben zu dem von mir – in Zusammenarbeit mit ihm – herausgegebenen «Schweizer Volksmärchen» in der gleichen Diederichs-Reihe. Im vorliegenden Band finden sich vor allem Märchen aus dem bündnerischen Vorder- rheintal, aus Mittelbünden und dem Engadin; dazu kommen je drei Märchen aus ladinisch Südtirol und dem rätoromanischen Friaul. Ein Grossteil der Bündner Märchen ist Decurtins' Chrestomathie entnommen und von Uffer entweder erstmals ins Deutsche übertragen oder dann in neuer Fassung dargeboten. Erfreulicherweise finden sich auch Märchen, die von den durch Leza Uffer bekannt gewordenen Erzählern stammen: Flori A. Zarn, Giari la Tscheppa, Barba Plasch, Jachen Filli. Wildhaber

Italienische Volksmärchen. Hrsg. und übersetzt von *Felix Karlinger*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1973. 228 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Felix Karlinger, der die Reihe der «Märchen der Weltliteratur» mit Kurt Schier zusammen herausgibt, legt im Nachwort zunächst die Gründe dar, die einen eigenen Band mit Volksmärchen aus Italien als wünschenswert erscheinen liessen. Dieser Band sollte wenigstens die wichtigsten italienischen Landschaften berücksichtigen und, als Ergänzung zu ähnlichen früheren Ausgaben in der Reihe, auch neueste Quellen benützen. Aus bester eigener Erfahrung kann Karlinger davon berichten, wie es mit der Erzähltradition in Italien heute aussieht. Danach muss man Nord- und Mittelitalien heute als weitgehend märchenlos bezeichnen; in Süditalien und auf den Inseln steht es noch etwas besser, aber auch hier stirbt die ältere Erzählergeneration schnell aus, ohne dass eine neue Erzählerschicht nachwachsen würde. Der vorliegende, mit genauester Literaturkenntnis ausgewählte Band vereinigt 56 Märchen, die sich gleichmässig verteilen auf Ober-, Mittel-, Unteritalien, Sizilien und Sardinien. In diesen grossen Gruppen konnten

aus Raumgründen nicht alle Kleinlandschaften berücksichtigt werden, doch ist es Karlinger hoch anzurechnen, dass auch die nichtitalienischen Sprachräume vertreten sind, so dass auch Märchen aufgenommen wurden, die im Original in provenzalischem, deutschem, friulanischem, slovenischem, italo-albanischem, italogriechischem, sardischem und katalanischem Idiom, erzählt wurden. Wie stark die neuere Zeit berücksichtigt wurde, erkennt man am besten daraus, dass etwas mehr als die Hälfte der Texte aus der Zeit nach dem Jahr 1900 stammen, während der Rest im vorigen Jahrhundert gesammelt wurde. Wie immer sind Karlingers Anmerkungen und Quellennachweise vorzüglich; sie vermitteln alle wünschbaren Erläuterungen. Dazu bringt der Anhang eine nützliche Bibliographie (die um so wertvoller ist, weil nicht viel auf diesem Gebiet existiert) und ein Typen- und Motivregister, erstellt von Kurt Ranke. Wildhaber

Provenzalische Märchen. Hrsg. und übersetzt von *Felix Karlinger* und *Gertrude Gréciano*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1974. 279 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

In diesem Band publizieren die Herausgeber Märchen aus den verschiedenen Dialekten des französischen Midi, sodass die Sprache das Kriterium bildet, nach dem die Grenzen zu ziehen sind. Die umfassten Sprachräume sind: Provenzalisch (im engeren Sinne der so benannten Provinz), Auvergnatisch, Limousin, Occitanisch (Languedoc) und Gascognisch. Darüber hinaus ist auch das Francoprovenzalische mit 2 Märchen berücksichtigt, das zwischen dem Französischen und dem Provenzalischen steht. Wesentliches bringt Karlinger im Nachwort mit dem Versuch einer Unterscheidung zwischen provenzalischem und französischem Märchen. Im ersteren ist wegen des Fehlens einer einheitlichen Schriftsprache die Volkserzählung weniger dem Einfluss der Literatur ausgesetzt; ihr Stil hat gewisse archaische Eigenheiten wie Tempus-Sprung und Reichtum der Adjektive erhalten. Typisch ist ferner der Dialog; es gibt Geschichten, die fast ausschliesslich in direkter Rede erzählt werden. In diesem Band sind die 58 abgedruckten Geschichten nicht landschaftlich geordnet sondern nach Gattungen zusammengestellt: Tiermärchen nud-schwänke, Zaubermärchen, Legenden- und Sagenmärchen, Novellenmärchen, Schwänke. Anmerkungen, Bibliographie und Typenregister sind im Anhang beigelegt. Wildhaber

Indonesische Märchen. Hrsg. und aus dem Indonesischen übertragen von *Ernst Ulrich Kratz*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1973. 292 S. (Die Märchen der Weltliteratur).

Wie stark die Märchenforschung international eingestellt und verflochten ist, zeigt deutlich der Band indonesischer Märchen. Wenn man das von Kurt Ranke erstellte Typen- und Motivregister ansieht, erkennt man sofort, dass sich beinahe zu allen Texten ohne weiteres eine der üblichen Typen- oder Motivnummern anbot, und der Märchenforscher wird den Band mit Vergnügen in seinen Betrachtungskreis einbeziehen. Der Märchenfreund und Märchenleser wird erstaunt und erfreut sein über die eigenartig frische Erzählweise. Die Auswahl beruht nur auf Material, das in der Republik Indonesien gesammelt wurde; zu einem grossen Teil stammen die Märchen von altindonesischen Völkern. Regionale Schwerpunkte bilden das hochkulturelle Java und die von Alt-Indonesiern bewohnten Gebiete Mittel- und Nord-Sulawesis. Dazu kommen zwei Märchen aus West-Neuguinea (Irian Barat). Die gesammelten Texte mögen – wie der Herausgeber selbst betont – nicht immer allen wissenschaftlichen Ansprüchen genügen, aber sie geben – ich zitiere den Herausgeber – «ein anschauliches Bild von der Umwelt und vom Leben und Tun der überwiegend ländlichen Bevölkerung Indonesiens, wie es informativer und ansprechender teilweise nicht beschrieben werden kann».

Wildhaber

Solothurner Sagen. Gesammelt und erzählt von *Elisabeth Pfluger*. Herausgegeben vom Regierungsrat des Kantons Solothurn. Solothurn, Staatskanzlei, 1972. 412 S., 24 Abb. auf Taf.

Elisabeth Pfluger hat in einem Zeitraum von über zwei Jahrzehnten im ganzen Kanton Solothurn nach Sagen geforscht; gut zwei Drittel der Aufzeichnungen fallen in die Jahre 1961–71. In einem ersten Band legt sie hier in 327 Nummern neben einigen schwankhaften Erzählungen etwas über 300 Sagen und Legenden vor. Nach ihren Angaben nahm sie alle Erzählungen im Wortlaut schriftlich auf, benützte dagegen nur selten das Tonband. Sie erzählt aber die Sagen mit wenigen Ausnahmen in ihrer eigenen Sprache, der Mundart von Härkingen. Ihre Texte spiegeln, wie sie schreibt, «stets die Sprache des Erzählers, mit der Fülle oder Kargheit seines Ausdrucks und den typischen Wörtern und Wendungen seines Dialektes» (S. 19). Wo die gleiche Sage von mehreren Gewährsleuten erzählt worden ist oder einzelne nur Bruchstücke beigetragen haben, gibt die Verfasserin selten Varianten oder Bruchstücke wieder, sondern sie gestaltet die einzelne Sage meist zu einem «Ganzen», fügt sie zu einem «Mosaik» zusammen. Zur Ergänzung hat sie handschriftliche und, wie es scheint, gelegentlich auch gedruckte Quellen beigezogen. Etwa 40 Nummern hat sie ganz aus der Literatur übernommen, auch diese werden mit allerdings unterschiedlicher Texttreue in Mundart nacherzählt. Im ganzen ist eine reiche Sammlung mit sehr vielen wertvollen Erzählungen zustande gekommen. Es ist offensichtlich und mit voller Absicht «für das Volk», besonders für die Solothurner geschrieben worden; es gehört in diesem Sinne zur «angewandten Volkskunde» und bietet mit seiner Fülle von orts- und personengebundenen Motiven und Erzählungen eine vorzügliche «mythologische Landeskunde» des Kantons Solothurn. Gerade darum darf es auch einer nachhaltigen Wirkung auf die ansässige Bevölkerung sicher sein: es vermittelt dort, wo sich die Bindung zur Vergangenheit zu lockern beginnt, eine Verbindung rückwärts zu den religiösen und «mythischen» Orten und den vergangenen Geschlechtern, den «Ahnen», und zwar vermittelt es diese Verbindung besser, als jede rein wissenschaftliche Sammlung es vermöchte.

Von der Erzählforschung jedoch muss es kritisch benützt werden. Diese ist auf eine möglichst genaue inhaltliche und sprachliche Wiedergabe des Erzählten angewiesen, auch wenn dieses nur aus Bruchstücken besteht. Jede abweichende Aussage ist für die Forschung ebenso wichtig wie die «übliche» Erzählung. Gerade das Zusammenziehen der Mitteilungen verschiedener Erzähler zu einem Ganzen verunmöglicht ihr oft, die ihr wesentlichen Fragen an das Material zu stellen. Die wertvollsten Sagen dieses Bandes sind in dieser Sicht die doch noch recht zahlreichen, eher kurzen Erzählungen, die von einem oder zwei Erzählern herrühren, oder diejenigen längeren, bei denen deutlich sichtbar wird, wer was erzählt hat. Die meisten längeren Kompilationen können nur so benützt werden wie die Sagen aus vielen Sammlungen des letzten Jahrhunderts, obschon sie im allgemeinen den Eindruck grösserer Erzähltreue machen als jene aus der Zeit der «Mythologen». Übrigens scheint die Konzeption, welche die Sammlerin der Solothurner Sagen bei ihrer Arbeit geleitet hat, ähnlich jener der Mythologen zu sein: auch sie richtete ihren Blick vor allem in die Vergangenheit. Sie suchte in Erfahrung zu bringen, was die Leute «noch» zu erzählen wussten über die Burgen und ihre Bewohner, über die Gründe, die zur Stiftung einer Kapelle oder eines Feldkreuzes geführt hatten usw. (vgl. S. 18, 403). Die historischen Sagen nehmen darum einen breiten Raum ein, echte Erlebnissagen aber treten stark zurück (so fehlen z.B. Erlebnisse vom Todankünden vollständig). Übernatürliche Geschehnisse, die Angehörigen oder Bekannten zugestossen sind, werden mehrere berichtet. Auch in zusammengesetzten Sagen stösst man immer wieder auf Teile, hinter denen echtes parapsychisches Erleben zu vermuten ist. Die unverbindliche Art aber, wie dieses ins jeweilige «Mosaik» einbezogen ist, beraubt den Erlebnis-

bericht meist seines erschütternden Realitätsgehaltes. Vielleicht bringt die Auswahl für die geplante Fortsetzung des Werkes in dieser Hinsicht einige Korrekturen.
 Gotthilf Isler

Thüringer Sagen. Gesammelt und hrsg. von *Paul Quensel*. Mit einer neuen Einleitung von *Leander Petzoldt*. Düsseldorf/Köln, Eugen Diederichs Verlag, 1974. XVI, 371 S., 16 Taf., 54 Abb im Text.

Bei dieser Neuauflage der Thüringer Sagen handelt es sich um einen photo-mechanischen Nachdruck der Diederichs-Ausgabe Jena 1926. Sie erschien damals in der Reihe «Stammeskunde deutscher Landschaften (Deutscher Sagenschatz)». Man muss sich darüber klar sein, dass die Bände dieser gesamten Reihe als Lesebücher gedacht waren – und es auch heute noch sind. Die Texte sind ohne Unterbruch aneinandergereiht; sie sind aus zahlreichen Quellen entnommen, die im Anhang kurz angeführt sind. Man erfährt aber nirgends, wie weit die Originaltexte übernommen oder geändert wurden, ob Motivkombinationen aus verschiedenen Sagen vorgenommen wurden, wie zuverlässig die Originalsammlungen zu bewerten sind. Auch die beiden – sicherlich schönen und gehaltvollen – Einleitungen zu diesem Thüringer Band geben über diese Fragen keine Auskunft. Als wissenschaftliche Quelle wird man also den Band kaum verwenden können; es sei denn, man benütze ihn als Hinweis und untersuche darauf den Originaltext. Hiezu hätte man allerdings gerne ein eingehendes Stichwortregister, das leider fehlt. Ich habe mir z.B. notiert: goldener Hirsch weist zu Goldader 107, Wirbelwind 144, Weibervorrecht 153, Raben stören Predigt 12, Mäuse machen 269f. – Man sieht, die Konzeption dieser Sagenreihe müsste wohl neu überdacht werden, um den bestmöglichen Kompromiss zwischen Volkslesebuch und wissenschaftlicher Brauchbarkeit zu erreichen. Das Buch ist in zwei grosse Abschnitte eingeteilt, die sich «Geschichtliche Sagen» und «Volks Glaube» betiteln. (Als kurzer Anhang kommt noch «Schimpf und Scherz» dazu). Bei den Geschichtlichen Sagen könnte man den Eindruck bekommen, in den ganzen früheren Jahrhunderten hätten überhaupt nur Herrengeschlechter gelebt, und die Bauern und Bürger hätten nichts anderes zu tun gehabt als voller Bewunderung zu ihnen empor zu schauen. Im zweiten Abschnitt finden sich dann überwiegend «Volkssagen». Eine Bereicherung des Bandes bilden die schönen alten Abbildungen. Weniger schön ist, dass in Quensels Vorwort der Druck durcheinander geraten ist. Wildhaber

Leander Petzoldt, Der Tote als Gast. Volkssage und Exempel. Helsinki, Suomalainen Tiedeakatemia, 1968. 273 S. (Folklore Fellows Communications 200).

Mit diesem schönen Band erhalten wir wieder einmal eine jener so dringend benötigten Sagenmonographien. Es handelt sich um den Typ AT 470 A «The offended skull (statue)», die Sage vom «Toten als Gast» oder vom «beleidigten Totenschädel», die Petzoldt in gross angelegter, weit ausgreifender, vergleichender Untersuchung mit einer klaren, vorzüglichen Disposition uns vorlegt. Er gliedert seine Abhandlung in vier Teile: mündliche Überlieferung der Sage, die volksglaubensmässigen Vorstellungen und brauchwürdigen Elemente in der Sage, die literarischen Fassungen (mit den Exempeln) und endlich die Entwicklung der Sage. Bei der Analyse ergeben sich im wesentlichen vier Motive: Einladung, Besuch, Gegeneinladung und Erlebnis mit dem Jenseitigen. Bei den Glaubensvorstellungen waren der Lebende Leichnam und der Schädelkult kurz zu behandeln. Dabei (S. 53) hätte vielleicht noch nachdrücklicher auf den keltischen Kult der «têtes coupées» und die zahlreichen Erzählungen von Schädeln in Verbindung mit den «holy wells» verwiesen werden dürfen. Überzeugend ist die Aufgliederung der literarischen Fassungen in die verschiedenen «Redaktionen»: Exempel-Redaktion (Varianten aus Predigtsammlungen), Leontius-Redaktion (Stücke des Jesuiten-Schulddramas), Don Juan-Redaktion (volkstümliche Ableger der Hoch-

literatur) und Galgen-Redaktion (ein Gehenkter wird zum Mahle geladen). Literarische Zeugnisse der Sage lassen sich zum erstenmal in einer Breslauer Handschrift aus der 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts nachweisen. Später kamen die Predigtwerke mit den Exempelsammlungen; verfasst wurden sie von Angehörigen der verschiedensten Orden. Durch diese Orden wurde die Sage wieder ins Volk getragen, uns zwar nicht nur über die Predigt, sondern auch über das Schuldrama (S. 162). Vom Schuldrama gelangte sie ins Volks- und Puppentheater. In der deutschen Volkssage findet sich kaum eine Spur der aus der Literatur stammenden Motive; sie wurden in der mündlichen Überlieferung sogleich umgeformt und der volkstümlichen Erzählweise angepasst. Hingegen zeigt sich der literarische Niederschlag in der Sagenüberlieferung von Spanien, Italien und den Niederlanden, offenbar über Volksbücher und Fliegende Blätter. Petzoldt führt die Sage in ihrer heutigen Gestalt auf zwei Wurzeln zurück: heidnisches Brauchtum im Schädelkult und christliche Exegese im Predigtexempel. Die Don Juan-Redaktion gehört dem christlichen Bereich an; die Galgen-Redaktion dürfte auf archaische, vorchristliche Vorstellungen zurückgehen. Es erscheint dem Verfasser mit Recht «müßig, einen Archetyp der Sage zu konstruieren, der ohnehin nur als Hypothese aufgefasst werden kann» (S. 176). Wildhaber

Helmut Fielhauer, Sagengebundene Höhlennamen in Österreich. Wien, Landesverein für Höhlenkunde in Wien und Niederösterreich, 1969. 102 S. (Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift «Die Höhle», 12).

Der Wiener Volkskundler beschäftigt sich in einer aus seiner Dissertation bei Eberhard Kranzmayer hervorgegangenen Untersuchung mit Sagen, die an Namen von Höhlen des Ostalpenraumes gebunden sind oder lediglich mit Höhlen in Verbindung gebracht werden, ohne namensbestimmend zu wirken. Es geht Fielhauer weniger um die im Titel der Veröffentlichung hervorgehobenen Höhlennamen, sondern mehr um die überwiegend der sogenannten «dämonologischen» Gruppe angehörenden Sagen wie Wilde Jagd, Herr der Tiere, Schatzhebung, Geburtshilfe bei den Unterirdischen usw., für die jeweils ein resümierender Forschungsbericht geboten wird, ferner um die in ihnen auftretenden Gestalten, die Saligen, Wildfrauen, Heiden, Riesen, Zwerge, Fenggen, Nörggel u.a. Eigentliche Höhlensagen, d.h. solche, bei denen sich das Geschehen nur in Verbindung mit einer Höhle entfalten kann (z.B. «Das verlorene Kind» – «Vergiss das Beste nicht»), sind relativ selten.

Die Höhle selbst – von der Sagenhandlung oft lediglich tangiert – nimmt dagegen eine zentrale Stellung in der theoretischen Konzeption Fielhauers ein und bestimmt somit auch den methodischen Gang der Untersuchung. Obwohl sich der Verfasser von mythologischen Verstiegenheiten vor allem einiger bekannter Forscher des vorigen Jahrhunderts abgrenzt, bleibt er doch zumindest an dem Begriff der «Deutung» von Sagen haften, will z.B. das Bild vom Schatz in der Höhle «ausdeuten» (S. 33). Die Höhle ist ihm ein Sinnbild, eine Jenseitslandschaft, die Sage gewissermassen Exegese eines Symbols und als «Mythos» Widerspiegelung des Volksglaubens. Folgerichtig schliesst sich die Zielsetzung der Untersuchung an, «das Weltbild des Volkes in seiner eigenartigen Spannung zwischen Mythos und Wirklichkeit, gesehen am Beispiel der ... Höhle, nachempfinden zu lassen» (S. 74).

Ob der auf seinem Gebiet zweifellos versierte und kenntnisreiche Verfasser damit die Realität des Sagen Erzählens, der Entstehung und Bedeutung von Höhlennamen wie Bergweiblücke, Fanggen-, Geld-, Heiden-, Hexen-, Teufelsloch, Nörggelhöhle, Saligengrube usw. und dem Prozess der Sagenbildung an die Höhlen vollauf gerecht wird, muss m.E. fraglich bleiben. Immerhin unterlaufen ihm in seinem Verzeichnis der Höhlennamen auch solche wie Einhorn- und Tannhäuserhöhle oder Karlsruhr (Kaiser Karls Ohr), die deutlich auf eine gezielte

Einflussnahme der sogenannten Gebildeten verweisen. Die an Höhlennamen und ebenso die nur an Höhlen gebundenen Sagen sind – gemessen an der Gesamtheit der Höhlen – relativ selten und in der Mehrzahl nicht den Höhlenkatastern, sondern den gängigen Sagensammlungen des vorigen (und jetzigen) Jahrhunderts entnommen. Hier müsste im Einzelfall überprüft werden, inwieweit Sagen und Höhlen/Höhlennamen wirklich aufeinander bezogen waren, ob eine authentische Aufzeichnung erfolgte oder ob unser punktuelles Wissen allein den Sammlern und Herausgebern bzw. den einsamen Einfällen der Befragten und ihrer Hintermänner zu verdanken ist. Das von Fielhauer kursorisch gedeutete Gesamtbild würde dann eventuell in sich zusammenfallen. Hannjost Lixfeld

Siegfried Armin Neumann, Plattdeutsche Legenden und Legendenschwänke. Volkserzählungen aus Mecklenburg. Berlin, Evangelische Verlagsanstalt, 1973. 171 S.

Es ist jedesmal eine Freude, ein Buch von Neumann anzeigen zu dürfen. Seine Erzählsammlungen enthalten prachtvolles Material, und seine Einleitungen sind geschickt und sachlich gut. Das gilt auch für sein köstliches, neues Bändchen über Legenden in all ihren Fluktuationen, denen sie aus verschiedenen Gründen in unserer Zeit unterliegen. Die Texte sind zum grössten Teil bisher unveröffentlichte Direktaufnahmen. Nur wenige Beispiele sind älteren gedruckten Sammlungen oder seinen eigenen Ausgaben entnommen. Die Textwiedergaben sind in wortgetreuem plattdeutschem Dialekt mit Beibehalt der leichten Veränderungen von Erzähler zu Erzähler. Anmerkungen geben Aufschluss über Erzähler, Aufzeichnungsort und -zeit, Sammler und eventuelle frühere Veröffentlichungen der abgedruckten Texte; soweit möglich ist ein Typenverzeichnis oder Motivindex beigegeben, auch wird auf mecklenburgische Parallelbelege verwiesen. In einem Anhang finden sich schriftdeutsche Worterklärungen für schwierigere plattdeutsche Wörter; im übrigen liest man sich verhältnismässig rasch in die Texte ein.

Neumanns Einleitung in die «Legenden» geht auf alle wesentlichen Punkte dieser Erzählgattung ein: auf die behauptete Legendenarmut der protestantischen Gebiete Norddeutschlands, die in der mecklenburgischen Erzähltradition eine Ausnahme findet, auf die Begriffe Heiligenlegende, Ursprungslegende, Legendenmärchen, Märchenlegende, Legendenschwänke, Schwanklegenden, Teufelschwänke. Neumann versucht dieses unbestimmte Übergleiten von einer Form in eine andere aus der widersprüchlichen historischen Entwicklung der Legende überhaupt und aus den besonderen landschaftlichen Bedingungen zu erklären, wie sie sich in der Kirchlichkeit und der Religiosität der mecklenburgischen Bevölkerung äussern. Das lebendige Erzählen in der Gegenwart steht bereits so sehr im Zeichen des Schwanks, dass auch das Genre der Legende stark davon beeinflusst wird. Ein reizendes Beispiel hierfür ist die Geschichte vom Zimmermannsgesellen, den Petrus nicht in den Himmel lassen will. Da droht ihm der Geselle: «Leiw' Fründ, wenn du mi nich de Dör upmakst, dennso vertell ick den Hilligen Josef dat. Dee is nämlich een Kolleg' von mi. Un dee nimmt denn moeglicherwies sienen Soehn wedder ruut ut de Dreieinigkeet, un denn koent ji man juugen ganzen Himmel inpacken» (S. 86). Wildhaber

Studies in Aggadah and Folk-Literature. Edited on behalf of the Institute of Jewish Studies by *Joseph Heinemann* and *Dov Noy*. Jerusalem, Magnes Press, Hebrew University, 1971. 275 p. (Scripta Hierosolymitana, 22).

Seit den bedeutsamen Arbeiten von Moses Gaster, Louis Ginzberg, Angelo S. Rappoport/Raphael Patai, Martin Buber, und neuerdings von Haim Schwarzbach und Jerome R. Mintz sind wir über den reichen Schatz an jüdischen Exempeln, Erzählungen und Sagen und ihre Wirkung gut unterrichtet, und doch ist die Forschung nicht abgeschlossen, wie der vorliegende Sammelband zeigt, der

zwölf Abhandlungen verschiedener Verfasser vereinigt; sie behandeln alle Themen aus dem Gebiet der Haggadah und der jüdischen Volksliteratur, wobei die letzteren den Bemühungen von Dov Noy zu verdanken sein dürften. Noy hatte schon 1960 zusammen mit Raphael Patai und Francis Lee Utley einen schönen Sammelband herausgegeben: «Studies in Biblical and Jewish folklore» (Indiana University Press, Bloomington, Indiana). Aus dem neuen Band möchten wir drei Beiträge herausheben. *Joseph Dan*, Rabbi Judah the Pious and Caesarius of Heisterbach. Common motifs in their stories (18–27). Rabbi Judah (der lange in Speyer lebte und in Regensburg starb) schrieb seine Werke hauptsächlich in der Zeit von 1190–1215, Caesarius von Heisterbach zwischen 1220–1235. Parallelen dürften also zeitlich wie geographisch auf der Hand liegen. Eine Schwierigkeit liegt aber darin, dass Caesarius kein Hebräisch konnte, und Rabbi Judah kein Latein. Es muss somit eine gemeinsame mündliche Quelle für beide vorgelegen haben. – *David Flusser*, Palaea Historica. An unknown source of Biblical legends (48–79). Die Palaea Historica ist ein byzantinisches Buch nach dem Alten Testament (1893 von A. Vasiliev in Moskau publiziert), eine Aufstellung biblischer Geschichten von Adam bis Daniel, die auf älteren, volkstümlichen, sagenhaften Quellen aufbauen. Man kann also von einer «rewritten Bible» sprechen, einem «Genre», das bereits im jüdischen Altertum mehrfach vorkommt. Alle diese «rewritten Bibles» spiegeln den Geist ihrer Zeit wider; das gilt auch für die mittelalterliche Palaea. – *Dov Noy*, The Jewish versions of the «Animal Languages» folktale (A T 670). A typological-structural study (171–208). Der Verfasser untersucht alle jüdischen Fassungen von der «Tiersprache», die in sein Archiv gelangt sind. Gegenüber der Standard-Version lassen sich zwei Arten von Änderungen erkennen: kleinere Abweichungen, die durch ethnische und lokale Unterschiede zu erklären sind, und grössere Veränderungen und Umarbeitungen, die zusätzliche AT-Nummern notwendig machten. Beim Versuch, den gemeinsamen Nenner der jüdischen Oikotypen festzustellen, hat Dov Noy drei Gesetze gefunden, welche die Bildung von Oikotypen begünstigen («Oikotypifikation»). Die Wirkung des vor allem religiös fundierten Kulturerbes erweist sich als stark genug, persönliche Änderungstendenzen der Erzähler in engen Schranken zu halten.
Wildhaber

Ilhan Başgöz; Andreas Tietze, Bilmecce: A corpus of Turkish riddles. Berkeley and Los Angeles, University of California Press, 1973. V, 1063 p. (Folklore Studies, 22).

Dass an einem derart grossartigen Werk ein Forscherteam mehr als 20 Jahre lang gearbeitet hat, ist wirklich nicht verwunderlich; es dürfte die grösste vorhandene Rätselsammlung eines Landes sein. An Sammlung und Anordnung haben sich neben den Herausgebern auch Pertev Naili Boratav und Archer Taylor beteiligt. Aufgenommen sind nur Rätsel in türkischer Sprache; der Grossteil stammt natürlich aus der Türkei selbst, aber es finden sich auch türkische Rätsel aus Bulgarien, Cypern, Georgien, Griechenland (Thrakien), Jugoslawien und dem Irak. Die Einleitung geht zunächst auf die vorhandene türkische Rätselliteratur und die Forschung ein. Das Rätsel spielt in der türkischen Volkskunde eine wichtige Rolle. Rätsel aufgeben und Rätsel lösen gehören heute noch zur lebendigen Volkstradition in der Türkei, und zwar für Kinder und Erwachsene. Es ist also nicht verwunderlich, wenn die Rätselliteratur recht umfangreich ist; sie setzt mit dem Jahre 1889 ein. Die vorliegende Sammlung kann nicht komplett sein, aber sie sucht doch soweit möglich Vollständigkeit zu erreichen, zum mindesten alles bereits publizierte und auch archivierte Material einzuschliessen. Nur die literarischen Rätsel wurden zum vorneherein ausgeschieden. Die Einteilung erfolgt auf Grund des Lösungswortes; die fünf Hauptgruppen betiteln sich: Single concepts, Multiple concepts, Knowledge test riddles, Word component

riddles, Mock riddles. Das eingehende Aufteilungsschema der ersten Gruppe dürfte für jeden Forscher interessant sein, der sich mit Rätseln zu beschäftigen hat. Ebenso interessant – nicht nur für den Turkologen – dürften die ausführlichen Angaben zur Struktur der türkischen Rätsel sein. Wildhaber

Die Ebermannstädter Liederhandschrift, geschrieben um 1750 von Frantz Melchior Freytag, Schulrektor zu Ebermannstadt (Staatsbibliothek Bamberg Msc. misc. 580*). Hrsg. und kommentiert von *Rolf Wilb. Brednich* und *Wolfgang Suppan*. Kulmbach, Stadtarchiv, 1972. 264 S., mus. Noten. (Die Plassenburg, 31.)

Die beiden Konservatoren am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. legen in ansprechender Präsentation die Ausgabe einer bisher übersehenen handschriftlichen Liedersammlung vor, die ein sonst nur wenig bekannter fränkischer Schulrektor Frantz Melchior Freytag um die Mitte des 18. Jahrhunderts niedergeschrieben hat. Es handelt sich dabei um eine Kollektion von Stücken, die man nicht als eigentliche «Volkslieder» ansprechen, sondern in jenem Bereich der populäreren Liederkomposition ansiedeln wird, dem auch etwa Valentin Rathgebers «Augsburger Tafelkonfekt» oder Sperontes' «Singende Muse an der Pleisse» angehören. Wertvoll ist das neue Dokument durch die lückenlose Beigabe von Melodien; dass diese in der Tradition des Generalbassliedes stehen, wird vor allem in den «modulierenden» Melodien (wie z. B. Nr. 2, 5, 8 u. a.) deutlich, auch wenn nirgends eine Basspartie notiert ist. Hauptcorpus der Publikation bildet die eigentliche Handschriften-Edition, die zu jeder der fünfundneunzig Nummern Melodie und Text in allen Strophen abdruckt, unter Beigabe knapper sprachlicher Anmerkungen; eine Appendix bringt ergänzende Einzelkommentare und Konkordanzangaben. Die Melodie-Notationen sind im modernen Violinschlüssel geboten und, um Vergleiche zu erleichtern, durchweg nach G-Dur oder g-moll transponiert; gelegentlich werden die Notenwerte, zur leichteren Überschaubarkeit, verdoppelt. Das Repertoire der Sammlung wird gebildet aus geistlichen Stücken, aus Liedern zum Bauernstand, aus Schäfer- und allerhand Texten beschaulicher Kontemplation, auch etwa handfester Lebensnähe, u. a. m.; ob «fast jedes der fünfundneunzig Lieder ... mit dem Leben und Wirken des Schreibers in Verbindung stand, weil es ihm um die spezifische Textaussage ging, mit der er sich im Augenblick der schriftlichen Rezeption ... zu identifizieren vermochte», würden wir freilich nicht mit jener Sicherheit zu postulieren wagen, mit der die Herausgeber dies (S. 20) tun. Sonst erfreuen ihre einleitenden Bemerkungen durch willkommene Ausführungen zur Biographie des Handschrift-Schreibers, zur Parallelüberlieferung des damaligen Lieds, zur Repertoiregestalt des Ebermannstädter Manuskripts, zu Sprache und Mundart der enthaltenen Texte sowie durch eine kurze Behandlung musikalischer Aspekte. Mit Rücksicht auf die eher geringe Zahl zeitgenössischer Parallelquellen und auf die überzeugende Leistung der Herausgeber wird man die Publikation des neuen Dokumentes dankbar begrüßen.

Martin Staehelin

Rolf Wilb. Brednich und *Wolfgang Suppan* (Hg.), *Gottscheer Volkslieder*, Band I: Volksballaden. Mainz, B. Schott's Söhne, 1969. 440 S., 1 Tafel und 1 Faltkarte.

Vor dem Ersten Weltkrieg sollte die von Hans Tschinkel angelegte Liedersammlung aus der vor mehr als 600 Jahren besiedelten deutschen Sprachinsel Gottschee (im heutigen Jugoslawien) ediert werden. Nachdem sich der Plan zerschlagen hatte, gelangte das Mskr. glücklicherweise an das Deutsche Volksliedarchiv, und nun kann, nachdem im letzten Krieg die deutschsprachige Bevölkerung ausgewiesen worden ist, die alte Absicht realisiert werden, allerdings mit einigen Modifikationen: In vier Bänden sollen auch alle übrigen Aufzeichnungen und Aufnahmen (darunter neuere von Ausgewanderten) publiziert werden. Nach

bekanntem Muster stehen die Balladen, nicht weniger als 125 Nummern mit ihren oft zahlreichen Varianten, an der Spitze der Edition. Brednich hat sie überzeugend nach ihren Themen angeordnet, was rasch erkennen lässt, wie stark das unregelmäßige Eheleben (Verführung, Ehebruch, uneheliche Kinder) mit seinen Folgen dominiert. Mord, göttliche Strafen und der Teufel verdunkeln das Bild noch mehr; dass dabei Züge, die man sonst aus Märchen kennt (untere Stände heiraten in Königshäuser, Musikinstrumente verraten wie der bekannte singende Knochen einen Mord, eine böse Stiefmutter spricht sich selbst das Urteil), hervortreten, zeigt, wie wichtig der Band gerade auch für die Erzählforschung ist. Ein Motivregister ist für den Schlussband vorgesehen, ebenso ein Melodienregister, das die von Suppan besorgten Melodien systematisch erfassen lässt. Die Texte sind nicht kommentiert, aber die beigegebenen Übersetzungen des schwierigen Dialekts und kurze Inhaltsangaben zu jeder Nummer erleichtern Verständnis und Orientierung.

Trümpy

Primož Kuret, Glasbeni instrumenti na srednješkkih freskah na Slovenskem [Musikinstrumente auf den mittelalterlichen Fresken Sloweniens]. Ljubljana, Slovenska Matica Ljubljana, 1973. 171 S., Abb., 1 Karte. Deutsche Zusammenfassung.

Seit es sich leichter reisen und photographieren lässt, ist die bereits vor hundert Jahren laut gewordene Idee, bildliche Zeugnisse als Quelle für die Instrumentenkunde auszunutzen durchführbar, ja Mode geworden. Unter der Abkürzung RId IM (Recueil International d'Iconographie Musicale) ist seit 1971 ein Unternehmen in New York zentralisiert, das die systematische Erfassung aller Darstellungen musikalischen Inhalts anstrebt. Vorläufig ist jeder Organologe aber auf eigenes Sammeln und bereits erschienene Publikationen angewiesen. Unter sie darf neuerdings ein reich bebildertes Buch gezählt werden, das mittelalterliche Fresken an 56 vornehmlich sakralen Bauten aus dem slowenischen Sprachgebiet auf ihren instrumentenkundlichen Quellenwert hin untersucht. Der Autor, Primož Kuret, stellt damit bisher unbekanntes musik-ikonographisches Material zur Verfügung, das er zwar jugoslawisch kommentiert, aber in linearen, leicht fasslichen Zeichnungen nach den originalen Photos interpretiert. Die Qualität des Bilddruckes lässt zu wünschen übrig, aber die Zeichnungen, die in festen Strichen das an der Freske erkennbare Instrument, in durchbrochenen Linien Fehlendes aber Denkbare sehr geschickt ergänzen, gewähren dennoch Einblick in instrumentenkundliche Details. Der Autor präsentiert in geographischer und chronologischer Ordnung alle instrumentenkundlich wichtigen Fresken des Mittelalters in Slowenien, die er in einem zweiten Arbeitsgang instrumentensystematisch auswertet. Für den Volkskundler ist diese «Himmelsliturgie der musizierenden Engel» daher verwendbar, weil sich im Instrumentarium des 15. Jahrhunderts noch heute in der Volksmusik nachweisbare Musikinstrumente erkennen lassen. In sieben Bildquellen des 15. Jahrhunderts (vier davon sind abgebildet) konnte der Autor z. B. das Hackbrett beobachten. Ob sich die damaligen Maler wirklich nur von bekannten und gespielten Instrumenten leiten liessen, wie Kuret ohne Zweifel annimmt, dürfte allerdings fraglich sein.

Brigitte Geiser

Ernest Borneman, Unsere Kinder im Spiegel ihrer Lieder, Reime und Rätsel. Olten und Freiburg i.Br., Walter-Verlag, 1973. 413 S. (Studien zur Befreiung des Kindes, 1).

Der Reihentitel dieses Werkes verrät, dass wir es nicht mit einer eigentlich volkskundlichen Veröffentlichung zu tun haben, sondern dass das Interesse des Verfassers ein primär psychologisch-pädagogisches ist. Die Pädagogik versteht unter «Befreiung des Kindes» (so der Titel eines Buches von A. S. Neill u.a., Zürich und Köln 1973) die Ausbildung durch ein repressions- und autoritätsfreies Schulsystem. Dem heute in Oberösterreich lebenden Ethnologen und Psycholo-

gen E. Borneman, der kurz zuvor mit einem Lexikon «Sex im Volksmund. Die sexuelle Umgangssprache des deutschen Volkes» (Reinbek 1971) hervorgetreten war, geht es in seinem neuen Buch um die Anstrengungen, die das Kind selbst unternimmt, um sich mit Hilfe «unanständiger» Reime und Verse von der Welt der Erwachsenen zu distanzieren und gegen sie zu protestieren. Den gleichen Ansatz verfolgte vor einigen Jahren bereits der Hamburger Schriftsteller Peter Rühmkorf mit seinem damals vielbeachteten Buch «Über das Volksvermögen. Exkurse in den literarischen Untergrund». Beide Werke stimmen darin überein, dass sie den einzelnen Phasen der kindlichen Sexualentwicklung, der Analperiode, der frühen Genitalperiode, der anschliessenden Latenzperiode und dem vorpubertären Stadium, bestimmte Schichten des Kinderreimes zuordnen. Dieser psychologische Aspekt steht hier nicht zur Diskussion. Uns geht es um das mitgeteilte sprachliche Material, nicht um die sich daran knüpfenden Theorien. Was die beiden Bücher grundlegend unterscheidet, ist die Technik der Materialerhebung. Rühmkorf trug sein Material aus eigenen und der Erinnerung von Kollegen in Hamburger Redaktionsbüros zusammen. Es zeigt alle Merkmale der Zufälligkeit; Rühmkorf hat später zugegeben, dass er einige Reime selbst erfunden habe. Borneman dagegen stiess zu den eigentlichen Traditionsträgern selbst vor, er besuchte zehn Jahre lang Kinderspielplätze und Schulhöfe; er arbeitete mit dem Tonbandgerät und kontrollierte seine Erhebungen durch die Erfassung schriftlicher Aufzeichnungen von Kindern auf Schulbänken, in Schultoiletten und Poesiealben. Das Material – im vorliegenden Band 1167 Reime – stammt aus dem ganzen deutschsprachigen Raum. Es spiegelt Borneman zufolge die Vorstellungswelt deutschsprachiger Grossstadtkinder, es ist «der Bericht über eine Forschungsreise in eine alternative Welt» (S. 14).

Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die vom Verfasser zusammengetragenen fäkalischen, skatologischen und erotischen Produkte der Kinderphantasie tatsächlich existieren. Jeder Leser kennt einen Teil davon aus eigener Erinnerung. Ebenso wenig erheben sich Zweifel daran, dass der in dieser Ausgabe erschlossene monumentale Vorrat tatsächlich als eine Art kindlicher Reaktion auf die Erwachsenenwelt entstand: Der überwiegende Teil schliesst sich als Parodie an präexistente Modelle aus der Sphäre der Erwachsenen an oder ist in die Kinderfolklore abgesunkenes ursprüngliches Erwachsenengut (deutlich vor allem bei den Leberreimen, die Borneman im Vorabdruck bereits im «Jahrbuch für Volksliedforschung» 17, 1972 veröffentlicht hatte). Die Bedenken des Volkskundlers beginnen dort, wo der Verfasser die Exklusivität des Materials für sich reklamiert. Weder Rühmkorf noch Borneman können als die Entdecker des unanständigen Kinderreimes betrachtet werden. Vieles von dem, was sie aufzeichneten, lag längst in den Sammlungen unserer Volksliederarchive; man hat bisher von volkskundlicher Seite lediglich darauf verzichtet, es zu veröffentlichen, wobei vielfach eine falsche Prüderie mit im Spiel war. Hier hat sich Borneman zweifellos ein Verdienst erworben, die bestehenden Tabus zu durchbrechen. Trotzdem finden wir es schade, dass er sich bei der Sammlung und Edition nicht volkskundlicher Methoden bedient hat. Er gibt zwar Aufzeichnungsort und -jahr sowie das Alter der kindlichen Gewährspersonen an, jedoch verzichtet er in allen Fällen auf die Wiedergabe der Melodien, so dass nicht zu erkennen ist, welche Stücke gesprochen und welche gesungen zu werden pflegen. Ebenso fehlen nähere Angaben über den Verwendungszweck der erotischen Reime, das soziale Milieu der Träger usw. Die besonders wichtige Frage, welchen Rang diese Reime im kindlichen Repertoire einnehmen, bleibt in diesem ersten Band unerörtert. Wir möchten jedoch nicht ausschliessen, dass der Verfasser sie in einem der für später angekündigten zwei weiteren Bände erörtern wird. Kein Kind besitzt und handhabt nach unserer Erfahrung ausschliesslich Reime und Verse der hier gesammelten Art. Wenn Borneman einen ganzen Band damit zu füllen vermag, so ist hier die Gefahr einer gewissen Verabsolutierung dieses Aspekts nicht von der Hand zu weisen.

Erst durch die Tabuierung eines Teils der volktümlichen Überlieferungen ist eine künstlich anmutende Scheidung zwischen «erlaubten» und «apokryphen» Traditionsgütern entstanden. Es besteht die Gefahr, dass durch Ausgaben dieser Art solche falschen Trennungslinien zementiert werden. Der empirische Befund spricht dafür, dass obszöne und skatologische Kinderreime von Kindern vielfach in aller Unbekümmertheit als selbstverständlicher Teil des «harmlosen» Repertoires gebraucht werden, auch Erwachsenen gegenüber. Erst der Erwachsene empfindet den besonderen Rang dieser Stücke, und indem er sein Hauptaugenmerk nur noch auf die Vermehrung solchen Materials richtet, isoliert er diese Funde und verfälscht damit die Realität ebenso wie derjenige Forscher, der die anstössigen Stücke zwar sammelt, aber seine Edition davon freihält.¹

Mit diesen kritischen Worten seien die Verdienste Bornemans keineswegs geschmälert. Das gewisse Unbehagen, welches diese Sammlung durch die Überbetonung des einen Sammelaspekts hervorruft, kann nur von der Volkskunde selbst ausgeräumt werden. Uns fehlt nach wie vor eine Edition, in der der Stellenwert erotischer Kinderreime im Kontext der Gesamtüberlieferung exakter bestimmt und erläutert wird. Wer wird Bornemans Spur folgen und eine solche Ausgabe zustandebringen?

Rolf Wilh. Brednich

Melchior Schedler (Hrsg.), Mannomann! 6 × exemplarisches Kindertheater. Köln, Verlag M. DuMont Schauberg, 1973. 270 S., Abb.

Mit dem Begriff «Kindertheater» assoziieren wir hierzulande Erscheinungen wie Märchentheater, Puppenspiel, Kasperleibühne usw. Schon seit 1917 kennt das sozialistische Russland ein Theater für Kinder, das die Zuschauer nicht in eine Scheinwelt führt, sondern ein Instrument zum Erkennen gesellschaftlicher Realitäten darstellt. Erst in jüngster Zeit sind auch in anderen Ländern Gruppen entstanden, die mit Kindern ein Theater der freien Interaktion und Sozialisation praktizieren (USA: Educational theatre, Creative dramatics). Schedler hat in diesem Band erstmals Texte, Aufführungsberichte, Szenenphotos, Bühnenbilder, Kostümentwürfe und Proben der Bühnenmusik von sechs exemplarischen Inszenierungen aus Italien, Polen, Schweden, der Tschechoslowakei, den USA und aus Westberlin zusammengestellt. Wichtig sind auch die an die Stücke anschließenden Berichte über die Situation des Kindertheaters in den einzelnen Ländern, die vor allem zeigen, dass das Repertoire in Polen und der ČSSR noch sehr viel stärker an der nationalen Folklore orientiert ist als im Westen. Die westlichen Stücke sind frei von solchen Bindungen; es sind engagierte realistische Rollenspiele von und für Kinder im Dienste der Emanzipierung des Kindes gegen Unterordnung, Anpassung und Gehorsam. Die Tendenz geht weg von den Märchenklischees, dafür will man im Kind die Lust am schöpferischen Denken, an Alternativen und Veränderungen erzeugen. Kindertheater für die Systemveränderung: es bleibt abzuwarten, wieviel sich davon im künftigen Repertoire der Kinderbühnen zu halten vermag.

Rolf Wilh. Brednich

Walter Schaufelberger, Der Wettkampf in der alten Eidgenossenschaft (Zur Kulturgeschichte des Sports vom 13. bis ins 18. Jahrhundert). Bern, Verlag Paul Haupt, 1972. Bd. 1: 170 S. mit 6 Tafeln; Bd. 2 (Anmerkungsband): 139 S. (Schweizer Heimatbücher, 156–158).

¹ Vgl. ähnliche Überlegungen des Rezensenten zu den Sammlungen erotischer Volkslieder in: Handbuch des Volksliedes, hrsg. von R. W. Brednich, L. Röhrich und W. Suppan Bd. 1 (München 1973) 594f.

Lange Jahre Vorarbeiten, an denen auch die SGV beteiligt war, sollten eigentlich eine umfassende Geschichte der Leibesübungen in der Schweiz ermöglichen. Im Einvernehmen mit dem Auftraggeber, dem Schweizerischen Verband für Leibesübungen, hat der Verfasser nun ein Teilgebiet dargestellt, das seinen Neigungen besonders entspricht. Mit Rücksicht auf eine breite Leserschicht ist das umfangreiche wissenschaftliche Beiwerk in einen eigenen Band verwiesen, wo denn auch meist die Jahreszahlen zu finden sind, die u. E. durchaus im Hauptteil hätten genannt werden dürfen. Quellen waren Archivalien aus ZH, BE, LU und FR mit gelegentlicher Beiziehung weiterer Kantone, viel Sekundärliteratur und Ergebnisse von Enquêtes, die allerdings nur angezogen sind, wo die übrigen Quellen versagen. Dass NE, VS und GE als Zugewandte ausser Betracht blieben, lässt sich rechtfertigen, kaum jedoch das Fehlen der bernischen Waadt, über deren Abbayes wir dank Amiguet vorzüglich Bescheid wissen. (Ein beiläufiger Hinweis auf die Papageienschiessen in VD, 1, 130, entstammt bernischen Quellen.) Entgangen ist dem Verfasser auch der wichtige Aufsatz von Tr. Schiess, Das Gesellschiessen zu St. Gallen im Mai 1529, in: Beiträge zur St. Gallischen Geschichte, 1904; er verwertet nur eine populäre Fassung in einer Schützenfestzeitung. Die Wettspiele nach der Calvenschlacht in Chur, die Simon Lemnius schildert, sucht man trotz ihrer Bedeutung vergeblich. – Schaufelbergers Skepsis gegenüber einer vorschnellen Gleichsetzung der Hirtenspiele mit den griechischen Agonen und seine vielen Hinweise auf offensichtlich ausländischen Import sind gewiss löblich; um so weniger versteht man, dass er sich keine Gedanken darüber gemacht zu haben scheint, ob gewisse Formen des von ihm mitberücksichtigten Turniers Modell für die Schützenfeste gewesen sein könnten. (Geradezu peinlich ist die Legende zu Abb. 3 a, wo der «sehr merkwürdige Ordnungsdienst durch den Pritschenmeister» erwähnt wird, ohne dass der Verfasser die Entsprechungen bei den Turnieren hervorhebt, ganz zu schweigen von den vielen nicht berücksichtigten weiteren schweizerischen Zeugnissen für den Schützenbüttel.) Es fehlt auch jeder Hinweis darauf, dass Armbrust und Büchse auch Jägerwaffen waren (daher ja die Papageienschiessen!), und wenn schon Erkenntnisse «im sozialen, religiösen und kulturellen Bereich» (1, 14) den «Stellenwert» der Leibesübungen klären sollen, so wäre mindestens ein grundlegender Satz über die bruderschaftlich organisierten Schützengesellschaften unumgänglich gewesen. – Wir beschränken uns auf die Erwähnung dieser Mängel, um aufzuzeigen, dass der Titel «Studien zum Wettkampf...» hätte lauten müssen. Liest man die Arbeit unter diesem Gesichtspunkt, so bietet sie eine Fülle von schätzbaren Angaben und Erkenntnissen, so für die Bedeutung der Kirchweih, für die Schwinger-treffen an Landschaftsgrenzen, für die gegenseitigen Besuche an Schützenfesten (wobei sich die Frage stellen würde, ob sie ein altes Gemeinschaftsbewusstsein spiegeln!), für die kriegsgeschichtliche Bedeutung des «Sports», für die behördlichen Verbote (wobei der Verfasser auch die Glücksspiele einbezieht, obwohl das dem Thema fernliegt), für die offenen Fragen zur Geschichte des Schwingens. Wer dafür Materialien sucht, darf an Schaufelbergers oft sehr detaillierten Forschungsergebnissen nicht vorübergehen.

Trümpy

The German Language in America. A symposium. Edited with an introduction by *Glenn G. Gilbert*. Published for the Department of Germanic Languages of The University of Texas. Austin and London, University of Texas Press, 1971. XIII, 217 p., 3 maps.

Wie sehr die vielfältigen Erscheinungsformen deutscher Sprache in den USA und die damit eng verbundenen volkskundlichen Traditionen neuerdings wiederum sehr in das Blickfeld linguistischer und ethnologischer Forschung gerückt sind, zeigt der vorliegende, vorzüglich zusammengestellte und fast ausnahmslos von amerikanischen Verfassern geschriebene Band, der ausserdem die beste

Bibliographie zum Problemkreis (S. 179–197) und einen ausgezeichneten Sachindex enthält. Es geht dabei nicht nur um traditionalistische Fragestellungen betreffend Nachleben von älteren Siedlerbräuchen in Sprache und Lebensformen, sondern vor allem auch um die vielfältigen Überlagerungs- und Vermischungserscheinungen europäischer Mischkultur auf deutschsprachiger Grundlage mit englisch-amerikanischen und weiteren Einflüssen. Im Mittelpunkt steht natürlich das Pensilvaanische, wo deutsche Sprache und Volkskultur immer noch den lebendigsten Anteil hat, aber auch Landschaften wie Wisconsin, Virginia und andere werden sorgfältig einbezogen, wobei immer die Relation zwischen Herkunft der Auswanderer, Religionsgemeinschaft, Integration und Ausgleich bis in die letzten Jahre eingearbeitet sind. Ein aktuelles Buch, das darf man sagen, um so mehr als wertvolle Informationen zu neuen grossen Forschungsprojekten (so im Beitrag von Heinz Kloss/Marburg, *German as an immigrant, indigenous, foreign, and second language in the United States* 106–127 und in der Diskussion *A unified proposal for the study of the german language in America* 128–147) in den USA selbst vermittelt werden. Volkskundlich bietet der Band vor allem den reichen Überblick von Don Yoder über *Pennsylvania German Folklore Research* (S. 70–105), methodisch wichtig als Einführung in die Problematik volkskundlicher Forschung auf zwei- und mehrsprachigem Gebiet, übrigens jenseits einer hochsprachlich-deutschen Kultur, aber mit der Kraft einer merkwürdig konstanten Integration auf pensilvaanischer Grundlage, die nicht zuletzt den geschlossenen Religionsgemeinschaften zuzuschreiben ist; sodann die Diskussion über *German folklore in America* (S. 148–163). Unter den Karten verdient die Übersicht *Pennsylvania German Language Area* besondere Beachtung. Der Band darf als neue Grundlage für jede Beschäftigung mit deutscher Sprache und Volkskultur in den USA bezeichnet werden.

Stefan Sonderegger

Kurze Hinweise

Georg R. Schroubek, Der Exulant als Peregrinus. Zum religiösen Verhalten katholischer Immigrantengruppen. *A. W. R.-Bulletin. Vierteljabresschrift für Flüchtlingsfragen* (Wien, Wilhelm Braumüller) 19:3 (1972) 147–152. – Trotzdem in den Zwangswanderungen unserer Zeit das Religiöse ein Randphänomen untergeordneter Bedeutung bleibt, können starke religiöse Bewegungen auftreten. Dazu gehört das Wallfahrtsbrauchtum der katholischen Gruppen. Etwa um 1950 herum ist ein rasches Aufblühen der sogenannten Flüchtlingswallfahrten festzustellen; es ist oft verbunden mit Neugründungen von Wallfahrtsstätten. Dazu gehören vor allem die Grenzwallfahrten, denen man wegen der räumlichen Nähe zur alten Heimat eine besondere Gnadenmächtigkeit zuschrieb und mit denen sich ein spezifisches Brauchtum verknüpfte. Interessant ist die Wahl der Wallfahrtspatrone. Voller Anerkennung sei hervorgehoben, mit welcher vornehmer Zurückhaltung und mit welcher mitfühlendem Verständnis Schroubek die Frage erörtert.

Leopold Kretzenbacher, Ein makabrer Alpenschwank lebt fröhlich weiter. *Blätter für Heimatkunde* (Graz) 45 (1971) 25–29. – Es handelt sich um den derben Bauernschwank von der im strengen Winter gefrorenen Leiche, in deren Mund der Kerzenleuchter eingehängt wird, so dass er ganz entstellt wird. Man kann die Geschichte als «grobe Sekundärausweitung» des Schwankes vom «Falschen Sarg» ansehen. Neu erzählt findet sie sich wieder als «Lieblingswitz» Wilhelm Furtwänglers in der «Geschichte der Wiener Philharmoniker in Anekdoten und Geschichten».

Leopold Kretzenbacher, Christus soll nicht geißelt werden. Ein mittelalterlich-schwedisches Visionsmotiv in einem altsteirischen Passionsspiel. *Österreichische Zeitschrift für Volkskunde* 75 (1972) 116–126. – Kretzenbacher führt ein Sondermotiv in der Leidensgeschichte Christi auf seinen Ursprung zurück; es handelt sich um den Versuch, die Schergen des Pilatus an der Geißelung Christi zu hindern. Diese Szene kommt als blindes Motiv in einem steirischen Passionsspieltext von 1756 vor. Es erscheint zuerst in einer Vision der hl. Birgitta von Schweden, findet sich dann als barocke Weiterformung in einem italienischen Erbauungsbuch des Simon de Neapoli und gelangt von dort in den steirischen Spieltext, wie es eine Randnotiz im Spielbuch ausweist.

Leopold Kretzenbacher, Rechtssymbolik im Sozialbrauchtum Südosteuropas. *Südost-Forschungen* 31 (1972) 239–266. – Auch diese Arbeit von Kretzenbacher ist getragen von selbsterlebten Beobachtungen, warm empfindender Einfühlungs-gabe und übernationalen Kenntnissen. In diesem Aufsatz behandelt er zwei Themen volkstümlicher Rechtsbräuche: die Verfluchung eines unerkannt oder ungestraft gebliebenen Sozialverbrechers durch Setzung eines Steinhauens (wobei der Verfasser auch andere Motive für die Schichtung solcher Steinhauens anführt) und die erzwungene Eidesleistung im Sakralraum unter dem Kronleuchter (drehende Objekte zur Schuldfindung).

Dimitrios Loukatos, Précautions superstitieuses sur le tissage en Grèce. *Actes du premier congrès international des études balkaniques et sud-est européennes, VII* (Sofia 1971) 471–476. – Loukatos unterscheidet fünf Möglichkeiten der schädlichen Einwirkungen auf Weberinnen und Gewebe, gegen die man sich schützen muss: 1. gegen den Menschen und seinen bösen Blick, 2. gegen Dämonen, die den Webstuhl «verunsichern», 3. gegen die Toten und die Unglückstage, 4. gegen die Heiligen (deren Festzeiten nicht eingehalten wurden), 5. gegen alle Bewegungen, die homöopathische Rückwirkungen haben könnten (Schneiden mit der Schere = Abschneiden der Lebensjahre). Nicht vergebens sagt ein griechisches Sprichwort: «Broder c'est s'amuser; filer c'est se promener; mais se mettre au Métier (sc. du tissage) est un grand esclavage.»

Eszter Kisbán, Zum Problem der Systeme der Milchverarbeitung in Südost-europa. *Actes du premier congrès international des études balkaniques et sud-est européennes VII* (Sofia 1971) 591–599. – Bei der Darstellung der südosteuropäischen Milchverarbeitungssysteme wird die Situation dadurch kompliziert, dass auch mit den zu verschiedenen Zeiten und durch verschiedene türkische Völker vermittelten Verfahren gerechnet werden muss. Daneben müssen wir noch die bäuerliche Milchverarbeitung unterscheiden. Als Beispiel für diese komplizierten Probleme wählte die Verfasserin die Herstellung und die Namen des Joghurts. Europa lernte den Joghurt als bulgarisches Milcherzeugnis kennen; der Name stammt aus dem Türkischen. Untersucht werden vor allem die Verhältnisse in Bulgarien, Ungarn und bei den türkischen Völkern. Wildhaber